

Zusätzlicher Downloadtext zur Publikation:

Wensierski/Hans-Jürgen von; Lübecke, Claudia (2012): "Als Moslem fühlt man sich hier auch zu Hause". Biographien und Alltagskulturen junger Muslime in Deutschland. Verlag Barbara Budrich, Opladen

Sequenzanalyse und Biographische Gesamtformung von Gülüzar

Die autobiographische Erzählung Gülüzar's ist in hohem Maße durch reflektierende und eigentheoretische Selbstthematisierungen durchzogen. Immer wieder werden die Darstellungen der biographischen Ereignisaufschichtung durch längere reflektierende Passagen unterbrochen, in denen vor allem aktuelle Reflexionsprozesse und Problemlagen diskutiert werden. Demgegenüber sind narrative Sequenzen in der Erzählung oft knapp gehalten, deuten aber stets zentrale biographische Ereignisse und Erfahrungen in symptomatischen Abschattierungen und knappen Strichen an. Die Interviewerin hat entsprechende Stellen im Rahmen der immanenten Nachfragephase durch erzählgenerierende Nachfragen aufgegriffen. In der folgenden strukturellen Beschreibung sind entsprechend an drei Stellen Nachfragen berücksichtigt: erstens, im Rahmen eines Wiederholungsschritts zu Erfahrungen der Kindheit (S2); zweitens zur Abiturzeit (N1) und drittens zu einer Krisen- und Gewalterfahrung in der Adoleszenz (N2). Die jeweiligen Stellen sind durch Kennungen mit ihrem Anfang und Ende deutlich gemacht.

1/09-1/22 – Reflexion über verschiedene Gruppen von Muslimen

9 G.: Ok. (Pause 5sec.) Also, erstmal muss ich schon mal erwähnen, dass äh (.) ehm (..) . jetzt unter
10 dem Thema muslimische Frauen, oder muslimische Familien ja auch ehm diese (.) ehm Grup-
11 pen, ne? Also, es gibt unterschiedliche Gruppen von Türken. Ehm, nach ... Ich meine ich will
12 jetzt nicht mit politischen Sachen anfangen, aber es gibt ehm (.) Leute, die ehm (.) der Meinung
13 sind, dass alle Gruppen (.), jetzt Allevitin, Schiiten, Sunniten und Kurden etc. äh alle Muslime
14 sind. (.) Alle, weil sie alle den Weg von Mohammed gehen. Ehm, aber es gibt halt auch diese
15 politische Sichtweise. Die einen sehen dann. Nein, sie sagen, wir sind Kurden und wir leben halt
16 anders. Die Allevitin sagen, äh ok, Mohammed ist zwar über Ali, aber wir folgen eher dem Weg
17 von Ali. Und es ist auch (.) ähm (.) schon mal was ganz anderes, weil ich bin in einer anderen
18 Familie aufgewachsen. Und, äh, ich bin . n.. nicht wirklich nach so 'ner extrem, ähm (.) wie sagt
19 man, also so nicht so doll muslimisch oder so aufgewachsen. Sondern schon sehr, äh den Kultu-
20 ren und diesen NN Normen, also Werte- und Normenvorstellungen entsprechend, aber nich
21 jetzt total irgendwie Kopftuch und in die, ab in die Moschee und fünfmal am Tag beten oder so,
22 sondern bei mir war es halt anders.]]

Gülüzar beginnt vor der eigentlichen biographischen Erzählung gleichsam mit einem Prolog. Darin reflektiert sie zunächst über die Notwendigkeit, bei der Rede über Muslime differenzieren zu müssen. Sie deutet dabei den Erzählstimulus thematisch erst unter dem Fokus „muslimische Frauen“, dann unter dem Fokus „muslimische Familien“, obwohl der Stimulus und auch das Vorgespräch der Interviewerin nicht auf diesen Fokus enggeführt wurde. Es geht ihr um den expliziten Hinweis einer notwendigen Differenzierung unterschiedlicher Gruppierungen unter den Muslimen. Der erste Versuch der Erklärung bleibt allerdings vage und ungenau. Im zweiten Ansatz verweist sie dann auf unterschiedliche „Gruppen von Türken“. Nicht mehr die Religion ist hier das zentrale zuschreibende Merkmal, sondern die nationale Zugehörigkeit. Die weitere Erklärung startet Gülüzar mit einer antizipierten Distanzierung gegenüber möglichen Einwänden durch den Interviewer: Sie wolle ja nicht „mit politischen Sachen anfangen, aber..“ Offenbar geht es ihr um den Hinweis auf ein prekäres und umstrittenes Thema, das von Dritten als politisch brisant gedeutet werden

könne. Gülüzar bleibt in ihrer Einlassung distanziert: „Es gibt Leute“ – lässt offen, wer gemeint ist, auch ob sie selbst hinter dieser angekündigten „Meinung“ steht. Es geht ihr um die Differenzierung unterschiedlicher religiöser, aber auch ethnischer Gruppen und Strömungen innerhalb der türkischen Bevölkerung: „Aleviten, Schiiten, Sunniten und Kurden“. Die Aleviten werden als erstes genannt. Gülüzar, das ist aus dem Datenbogen zum Interview bekannt, gehört selbst der alevitischen Minderheit unter den Türken an. Es folgen in ihrer Aufzählung die Schiiten, dann die Sunniten, die mit ca. 80% die Mehrheit unter den türkischen Muslimen darstellen. Als letzte Gruppe werden die Kurden genannt. Kurden sind in dieser Aufzählung allerdings keine religiöse Strömung, sondern eine ethnische, teils verfolgte und sozial diskriminierte Minderheit innerhalb der Türkei.

Gülüzar weist auf die unterschiedlichen Identifikationen bzw. Zuschreibungen in Bezug auf diese verschiedenen Gruppierungen hin und damit auf kulturelle und politische Diskrepanzen innerhalb der türkischen bzw. türkischstämmigen Bevölkerung. Sie unterscheidet in ihrer theoretisierenden Reflexion zwei verschiedene Sichtweisen: gleichsam eine integrative Position und eine segregierende Position. Die segregierende gilt ihr hier als „politische Sichtweise“. Die integrative Position sieht in allen Gruppen ungeachtet ihrer historischen oder religiösen Unterschiede Angehörige des Islam. Diese Position wird vor allem von den Aleviten selber vertreten, während Sunniten und Schiiten der alevitischen Minderheit oftmals die Zugehörigkeit zum Islam absprechen.

Die Aleviten sind eine islamische Religionsgemeinschaft, die sich als religiöse Variante im Kontext des Schiismus gebildet hat. Mit den Schiiten teilen sie auch die religiöse Orientierung an Ali ibn Abu Talib, dem Schwiegersohn Mohammeds, als einzig legitimen Nachfolger des Religionsstifters. Aus dieser kollektiven Identifikation mit der Schia („Partei Alis“) resultiert auch die mit den Schiiten gemeinsam geteilte Leidenserfahrung als religiöse Märtyrer innerhalb des Islam – aufgrund zahlreicher historischer Massaker der sunnitischen Mehrheit an den Schiiten. Aleviten sind vor allem in der Türkei vertreten, wo sie etwa 15-20% der Bevölkerung ausmachen. Innerhalb der beiden zentralen Konfessionen – den Sunniten und den Schiiten – wird Aleviten allerdings die Zugehörigkeit zum Islam abgesprochen. Aleviten unterscheiden sich durch zahlreiche theologische Positionen und Glaubensvorstellungen sowohl von sunnitischen wie auch schiitischen Muslimen. Für die religiöse Alltagskultur ist dabei insbesondere bedeutsam, dass Aleviten nicht nach den „fünf Säulen“ des Islam leben. Sie besuchen keine Moscheen und alevitische Frauen tragen auch keine Kopftücher. In einer westlich säkularen Perspektive erscheinen Aleviten aufgrund ihres weitgehenden Verzichts auf religiöse Dogmen und Rituale, die das Alltagsleben und die eigene islamische Lebensführung prägen und strukturieren, eher als liberaler und toleranter.

Gülüzar begründet diese integrative Position („alle sind Muslime“), lässt aber nach wie vor offen, ob sie selber dieser Deutung folgt. Auch Aleviten seien Gläubige, die dem Weg des Propheten Mohammeds folgen. Die Identität als Muslime resultiert demnach aus der gläubigen Gefolgschaft gegenüber dem Propheten und Religionsstifter Mohammed. Von dieser religiösen Frage grenzt Gülüzar die politische Identifikation als Kurde ab. Kurden definieren sich vor allem aufgrund politischer Kriterien als ethnisch unterdrückte Minderheit. In dieser politischen Perspektive sind ihnen die Differenzen gegenüber den anderen islamischen Bevölkerungsgruppen wichtiger

als die Gemeinsamkeiten, die aus dem gleichen Glauben als Muslime folgen.

Gülüzar beansprucht aber auch für die Aleviten eine differenzierende und distinkte Position unter den Muslimen. Zwar seien sie auch Mohammedaner, repräsentierten als solche aber auch die Gefolgschaft Alis, dem Schwiegersohn Mohammeds. Aleviten folgen also „dem Weg von Ali“. Gülüzar macht hier explizit auf die religiösen Differenzen unter den türkischen Muslimen aufmerksam, aus denen sich die verschiedenen islamischen ‚Konfessionen‘ rekrutieren. In ihrer Alltagstheologie macht sie auf die theologischen Hierarchien zwischen dem Religionsstifter Mohammed und seinem Nachfolger Ali aufmerksam – Mohammed steht über Ali. Daraus erwächst aber keinesfalls eine legitime Hegemonie der Sunniten, die mit dem Kalifatentum eine andere Erbfolgeregelung des Propheten präferieren. Die religiöse Orientierung der Aleviten an Ali ist insofern mit dem Anspruch verbunden, ein legitimer Muslim zu sein. Allerdings verlangt der Glauben der Aleviten auch die Anerkennung einer Differenz innerhalb der islamischen Gemeinschaft.

Nach dieser allgemeinen definitorischen Einleitung über die komplexe ethnische und religiöse Binnenstruktur der muslimischen Gemeinschaften wird deutlich, warum Gülüzar diesen Vorspann vor ihrer eigentlichen Lebensgeschichte für unabdingbar hält: Sie grenzt sich mit ihrer Familie gegen die mögliche und antizipierte Vermutung des Interviewers oder des Stimulus ab, als Muslima könne sie mit einem orthodoxen oder konservativen Islam in Verbindung gebracht oder verwechselt werden. Sie aber ist in einer „anderen Familie aufgewachsen.“ Sie sei weder „extrem“ noch „so doll muslimisch“ aufgewachsen. Die genaue Bestimmung dieser Differenz zu den „extremen“ Muslimen fällt ihr gleichwohl nicht ganz leicht: denn die Werte und Normenvorstellungen der islamischen, türkischstämmigen Kultur galten für sie wohl, nur eben der religiös-kulturelle Lebensstil und die religiösen Rituale der Muslime, wie sie sich in den „fünf Säulen“ (Moscheebesuch, fünfmal Beten usw.) und dem Kopftuchgebot manifestieren, galten für Gülüzar’s Familie und damit für ihren eigenen Aufwuchsprozess so nicht: Bei ihr „war es halt anders.“

1/23-1/41 – Unter Türken

23 I.: Mhm.

24 G.: Ehm (.) ja. In Bezug auf meine Kindheit. Also, bei mir ehm (Pause 8sec.) ... Ich würd gern
25 wissen, was ähm was ich speziell genauer erzählen soll. Ob ich, zum Beispiel ehm (.) erzählen
26 soll über (.) Mann und Frau. Oder ehm (.), ob ich eher darüber reden soll, wie (.) dis Verhältnis
27 is’, zum Beispiel, wenn Verwandte nach Hause zu uns nach Hause, zu Besuch kommen? Ehm,
28 weil im Prinzip is in meiner Kindheit nicht so viel passiert (lacht), als dass ich zur Schule ge-
29 gangen bin und in einer Klasse ähm mit ähm 36 Türken in einer Klasse war, die alle irgendwie
30 nur türkisch sprechen konnten und nicht mal richtig gut türkisch. Und äh super schlecht deutsch
31 sprechen konnten. Und ehm, (.) da fängt schon diese, ne, von wegen Multikulti, keine Mischung
32 aus arabischen, deutschen Schülern und türkischen Schülern, sondern es war halt eine reine tür-
33 kische Klasse. Und ehm (.) da war das eher so, das ehm (.) mmh (.) ehm (..) wir (.) halt unter,
34 untereinander irgendwie diese, mh, uns immer gegenseitig, also so man hat immer gemerkt, wie
35 die Rollen vertreten sind, dass zum Beispiel, Frauen sich eher zurückhalten sollten, dass sie halt
36 nicht ihren Mund aufmachen sollten, dass man halt diese ehm Rollen schon, die sie von ihren
37 Eltern über.. übernommen haben, bei diesen kleinen Kindern schon gesehen haben. Und ähm
38 (.) Das war halt, zum Beispiel, bei mir halt ganz stark in der Schule, dass, dass äh auch in der
39 Oberschule, dass ich ehm das Gefühl hatte mich, mir das gefallen zu lassen, mich zu degradieren
40 zu lassen von den Jungen gerade, also von den Männern, von den türkischen Männern gerade
41 auch.]]

Nach dieser definitorischen Klärung greift Gülüzar wieder die Erzählaufforderung

des Stimulus auf und bezieht sich dabei auf die eigene Kindheit. Zunächst ist sie aber unsicher, was sie erzählen soll und schlägt weitergehende Fragen und Klärungen durch den Interviewer vor. Dabei bietet sie selbst zwei Themenbereiche an: soll sie etwas über das Geschlechterverhältnis (unter Muslimen) erzählen, oder über spezifische Familienrituale bzw. –konventionen erzählen – in diesem Fall am Beispiel der familiären Gastfreundschaft bei Verwandtenbesuchen. Vergleicht man diesen thematischen Fokus mit dem ersten Erzählanfang (11), dann fällt die Parallelität der Themenwahl auf: auch beim ersten Ansatz deutete Gülüzar den Stimulus zunächst unter dem Aspekt Geschlechterverhältnisse („muslimische Frauen“), dann unter dem Aspekt „muslimische Familie“. Beide Themen scheinen mithin bedeutsame Aspekte für die eigene biographische Selbstvergewisserung zu sein.

Gülüzar wartet aber nicht eine Antwort und Entscheidung durch den Interviewer ab, sondern entschließt sich unaufgefordert für einen biographischen Einstieg, der zunächst die Unauffälligkeit und damit die Normalität ihrer Kindheitsphase betont („nicht viel passiert“).

Als einzige Besonderheit ihrer Kindheit beschreibt sie ihren Schulbesuch, den sie in einer Klasse mit „36 Türken“ verbracht hat, die alle nur türkisch „sprechen konnten“, allerdings nicht mal „richtig gut türkisch“. Gülüzar thematisiert hier die Besonderheiten des Aufwachsens in einer Migrantenkultur, die sehr stark durch die kulturellen Bezüge der Herkunftskultur geprägt ist. Die Reflexion beschreibt diese Erfahrung als einschränkendes sozialisatorisches Umfeld („nur türkisch“). Von dem kulturellen Umfeld dieser Klassenkameraden gingen für das Mädchen offenbar keine weitgehenden, anregenden und vor allem für die Akkulturation in das deutsche Umfeld hilfreiche Einflüsse aus. Ihre Klassenkameraden beschreibt sie stattdessen als typische Vertreter der zweiten Generation von türkischen Migrantenkinder, die weder gut in die Kultur und Sprache der deutschen Mehrheitskultur, noch erfolgreich in die Herkunftskultur der Elterngeneration sozialisiert sind. Sie sprechen weder deutsch („super schlecht“), noch die türkische Sprache „richtig gut“.

Gülüzar bringt diesen kulturellen Kontext der Schulklasse in Zusammenhang mit dem Begriff der Multikulturellen Gesellschaft. Ihre Klasse war aber keineswegs „multikulti“, sondern eine rein türkische Migrantenkategorie. Bedeutsam ist dieses Faktum für das Mädchen aber nicht allein wegen der Sprachdefizite, die möglicherweise aus diesem Anregungsmilieu für Gülüzar resultieren. Bedeutsam ist diese rein türkische Klasse wegen der geschlechtsspezifischen Regeln und Normen, die hier unter den Kindern gelten. Sie beschreibt eine eher traditionelle, hierarchische Geschlechterordnung unter den Schülern, bei der sich die „Frauen (...) eher zurückhalten sollten“ und „nicht ihren Mund aufmachen sollten“. Die traditionale Geschlechterordnung aus türkischen Familien sieht Gülüzar hier bereits in den Verhaltensmustern dieser türkischen Schüler repräsentiert, die sie von „ihren Eltern übernommen haben“. Die junge Frau beschreibt hier aber nicht nur die Geschlechterordnung innerhalb der Schulklasse, sie deutet auch auf die eigenen Erfahrungen damit und die Auswirkungen auf sich selbst hin: Gülüzar ist offenbar von klein auf keineswegs mit dieser traditionellen Geschlechterordnung einverstanden, hat aber stets „ganz stark“ das Gefühl, sich diese „Degradierung“ von türkischen Jungen und türkischen Männern gefallen lassen zu müssen. Und diese Erfahrung und dieser Befund bezieht sich nicht nur auf die eigene Grundschulzeit, sondern „auch in der Oberschule“.

1/41- 2/05 – Über Probleme durfte man nicht reden – Das Elternhaus

41 Und ähm (..) . ja, zu Hause ehm (...) (leise) Ja, vielleicht sollt ich erstmal mit zu Hause
42 anfangen und nicht mit der Schule. Ehm... (..) (wieder lauter) Also, was ich bei mir immer
43 vermisst habe. (..) Was ich bei mir immer sehr vermisst habe, ist ehm, dass ich in meiner Familie
44 sehr viel nach Aufklärung gesucht habe, dass ehm ich zum Beispiel über Sexualität nicht aufge-
45 klärt wurde, dass ehm, dass dieses Thema zum Beispiel absolut tabu war bei uns. Oder ehm (.),
46 dass ich meine Probleme nicht ansprechen konnte, dass, dass man ähm sich nicht trauen sollte,
47 oder nicht wagen sollte, Probleme anzuschneiden, über Probleme zu reden, wie ehm: „Wir sind
48 ja deine Eltern. Wir haben ja alles für dich schon gemacht, du hast ja alles, so nach dem Motto.
49 Wie kannst du nur Probleme haben. Du kannst gar keine, darfst gar keine Probleme haben.“
50 Über Probleme durfte man nicht reden. Man durfte auch nicht sagen, ob man jetzt irgendwie
51 'nen Freund hatte

1 oder nicht. Und das war halt ehm (.) bei mir persönlich sehr streng, sehr streng. Ich will das jetzt
2 auch nicht übertreiben, aber es war auf jeden Fall für meine Verhältnisse, wie ich jetzt dann da-
3 durch auch, dass ich ein etwas, ein andern Weg gegangen bin, auch sehr viel verändert. Ähm,
4 dass für mich das schon sehr übertrieben, extrem ehm (.) also, streng war, was halt meine Eltern
5 sozusagen dann von mir verlangt hatten. Ehm (.)]]

Nach diesem kurzen Blitzlicht über spezifische Strukturen innerhalb der Schulzeit, wechselt Gülüzar thematisch von den Schulerfahrungen zur häuslichen Situation der Familie. Auch hier ist ihr erster Blick zunächst defizitorientiert: „Was ich bei mir immer vermisst habe.“ Es geht um das Verhältnis zu den Eltern und deren Rolle als Erzieher. Allerdings nennt sie nicht präzise die Eltern, sondern spricht allgemein von Familie. Das bezieht potenziell auch die Geschwister in den Befund unzureichender Erziehung mit ein.

Gülüzar beklagt den Mangel an Aufklärung in der Familie, die sie immer gesucht habe. Während diese Formulierung zunächst Aufklärung in einem umfassenden Sinne andeutet, schränkt sie im Weiteren die Bedeutung des Begriffs aber ein: es gab bei ihr keinerlei Sexualaufklärung. Nicht nur das: das Thema Sexualität war auch vollständig tabuisiert. Allerdings beklagt Gülüzar nicht nur die fehlende Gesprächskultur über Sexualität. Die Eltern bzw. die Familie standen offenbar auch bei weitergehenden „Problemen“ nicht als vertrauensvolle Beratungsinstanz zur Verfügung. Gülüzar beschreibt hier aber nicht nur fehlende vertrauensvolle Kommunikation zwischen den Familienangehörigen. Sie deutet auch eine bedrohliche Atmosphäre der Tabus und Verbote an, die explizit Erfahrungen und Probleme der Familienmitglieder – hier Gülüzar negieren. Sie solle sich nur nicht „trauen“ und solle es nicht „wagen“, „Probleme anzuschneiden“.

Im Weiteren bezieht die junge Frau diese Familienatmosphäre dann aber doch auf das spezifische Eltern-Tochter-Verhältnis. Mögliche Probleme des Mädchens – so Gülüzar – wurden von den Eltern vor allem als Indikator und damit Kritik an der eigenen Erziehung und der eigenen Rolle als Eltern gedeutet. Gülüzar beschreibt hier ein Eltern-Kind-Verhältnis, das vor allem durch die exklusive Definitionsmacht, aber auch die Fürsorge der Eltern bestimmt ist. Die Eltern bemühen sich um das Wohl des Kindes und sorgen für die notwendigen Dinge des Lebens, allerdings ist, von diesem familiären Binnenverhältnis abgesehen, keine weitergehende eigenständige Entwicklung der Tochter vorgesehen, die etwa mit zusätzlichen Problemen verbunden ist. Gülüzar deutet hier somit die Konfliktlinie aufgrund eines jugendlichen Individualisierungsprozesses an, innerhalb dessen die Eltern auch mit unvorhersehbaren Entwicklungen und Problemen aus der Außenwelt konfrontiert werden können. Solche

Probleme aber würden von den Eltern nur als Versagen oder als Anklage an unzureichende Versorgung gedeutet. Ergo: „Über Probleme durfte man nicht reden“.

Bei den Problemen handelt es sich, wie schon der Hinweis auf Sexualität andeutete, offenbar vor allem um adoleszente Entwicklungsprobleme des Mädchens. Gülüzar macht dies am Beispiel eines Freundes deutlich. Einen männlichen Freund durfte sie nicht haben, den Eltern durfte man darüber nichts erzählen. Die Eltern waren hier gegenüber dem Mädchen „sehr streng, sehr streng“. In einer Erzählkoda resümiert die junge Frau diese Erziehungshaltung der Eltern: Sie bemüht sich um eine Relativierung des Eindrucks einer überbordenden Strenge in der Familie. Sie wolle das nicht übertreiben, aber für den Fall ihrer eigenen Entwicklung war diese Strenge schon ein entscheidendes Faktum. Etwas kryptisch deutet Gülüzar hier für sich einen eigenwilligen Entwicklungsweg als junge Frau an, für den diese Strenge der Eltern doch „sehr übertrieben, extrem (..)“ war und der durch diese Familiensituation auf jeden Fall auch signifikant beeinflusst wurde („sehr viel verändert“).

2/05-2/24 – Die traditionelle Geschlechterordnung

5 Also, dis
6 hab ich gemerkt und ich hab auch, zum Beispiel die Rollenunterschiede zwischen immer, wie
7 meine Brüder zu Hause behandelt wurden und wie ich halt behandelt wurde. Ich mein, im Prin-
8 zip weiß ich ganz genau, dass in türkischen Familien, dass es so ist, dass ehm (.) man alle liebt,
9 man isst zusammen, man kocht zusammen, man macht zusammen, man . unternimmt zusammen
10 was. Man geht von wegen, von mir aus auch auf Hochzeiten und feiert schön und tanzt schön
11 und trinkt schön, keine Ahnung. Ehm, aber man hat dann immer trotzdem gemerkt, so irgendwie
12 wird der Junge halt anders ehm, ehm behandelt als, als jetzt die Tochter. Zum Beispiel: Ich hab,
13 ich hab als ich dann klein war, hab ich dann immer ... Ich mein, ich wurde ja auch damit kon-
14 frontiert. Es ist ja nicht so, dass ich mir das irgendwie einbilde. Ehm, ich hab dann bemerkt, dass
15 zum Beispiel war ich ehm, ehm als ich klein war auf, auf dem Dorf, bei meiner Oma, die jetzt
16 vor kurzem verstorben ist (.) ehm und ich war mit meinem Bruder da und mit meinen Eltern.
17 Das war das erste Mal bei meiner Oma (.) und ehm ich bin morgens aufgewacht (.) und die ka-
18 men auf ehm . die kamen durch die Tür rein und dann hatte sie drei Eier in der Hand und eh,
19 dann hat sie zwei zu einem Bruder hingelegt und ein Ei hab ich bekommen. Dann hab ich sie
20 angeguckt und hab sie gefragt: „Warum kriegt der den zwei? Und ich nur ein Ei?“ Und da mein-
21 te sie zu mir: Er ist ein Junge. Er muss gut ernährt werden. So. Und da fing halt solche Sachen
22 schon an, dass ich dann halt gemerkt habe so. Mhm, also Unterscheidungen gibt es. Mann und
23 Frau, verschiedene Geschlechter klar, aber werden auch ganz anders behandelt und bevorzugt, je
24 nachdem.]]

Die Reflexionen über die eigene Erziehung in der Familie stehen auch im weiteren im Fokus. Jetzt geht es aber weniger um die Strenge der elterlichen Erziehung als um die geschlechtsspezifische Erziehung in der Familie. Gülüzar beschreibt dies explizit als „Rollenunterschiede“, die sich insbesondere im Vergleich mit den eigenen Brüdern manifestierten. Zunächst macht sie aber eine Einschränkung. In einer allgemeinen Kommentierung betont sie das Bemühen türkischer Familien, alle ihre Kinder gleichermaßen zu lieben. Gülüzar macht dies an den gemeinsamen kulturellen Ritualen der Familien deutlich: Man isst zusammen, kocht zusammen und unternimmt auch etwas gemeinsam. Gülüzar hebt auch die Bedeutung gemeinsamer Feiern, etwa Hochzeiten und Tanzveranstaltungen hervor. Allerdings können all diese kulturellen und traditionellen Gemeinschaftsrituale nicht über die zugrunde liegende soziale Ordnung dieser Familien hinwegtäuschen: Immer wieder stellt sie fest, dass Jungen anders behandelt werden als Mädchen, als Töchter. Gülüzar bemüht sich um eine Legitimierung ihrer Behauptung. Sie verweist auf die eigenen Erfahrungen, die sie

bereits als Kind in dieser Beziehung gemacht hat. Exemplarisch erläutert sie ihren Befund von den hierarchischen und ungerechten Geschlechterverhältnissen an einer Episode, die sie bei einem Besuch auf dem Land bei ihrer Großmutter erlebt hat:

Gülüzar besucht gemeinsam mit ihren Eltern und dem Bruder die Oma auf dem Dorf. Es ist der erste Besuch bei der Großmutter. Eines Morgens kommt die Oma ins Zimmer und bringt den Kindern frisch gesammelte Eier. Der Bruder bekommt zwei und Gülüzar ein Ei. Das Mädchen ist irritiert über diese Ungleichbehandlung und fragt nach: „Warum kriegt der denn zwei?“ Die Oma ist eindeutig: „Er ist ein Junge. Er muss gut ernährt werden.“

Die Ungleichbehandlung bezieht sich also nicht einfach auf ein patriarchales Privileg, sondern wird auch auf unterschiedliche Entwicklungserwartungen und Entwicklungsprozesse der Kinder bezogen: Die Entwicklung der Jungen erfordert in der Perspektive der Oma eine bessere Ernährung als die der Mädchen. Für Gülüzar hat diese Episode offenbar den Charakter einer Schlüsselerfahrung, die sie bereits seit früher Kindheit mit der fest gefügten und asymmetrischen Geschlechterordnung innerhalb der eigenen Familie, aber auch innerhalb der türkischen Herkunftskultur vertraut gemacht hat. Und bereits seit ihrer frühen Kindheit registriert sie aufmerksam diese Ungleichheiten, die nicht nur aus den Differenzen zwischen den Geschlechtern resultieren sondern auch auf die Ungleichbehandlung zwischen Männern und Frauen und die Privilegierung der türkischen Jungen und Männer („ganz anders behandelt und bevorzugt“).

Resümiert man den ersten Teil dieser Offenen Phase in der biographischen Erzählung, dann fallen eine Reihe von Problemen und Konflikten auf, die Gülüzar als strukturelle Merkmale ihrer Lebensgeschichte, aber auch ihrer Lebenswelt thematisiert. Da ist zum ersten die prekäre Identität als kurdische Alevitin; zum zweiten ist es das Aufwachsen inmitten einer zunächst dominanten türkischen Migrantenkultur; zum dritten erscheint die eigene Familie als problematischer Ort des Aufwachsens; zum vierten ist es die eher traditionelle Geschlechterordnung mit einer gravierenden Benachteiligung von Mädchen und Frauen, die Gülüzar als signifikante Faktoren ihrer Sozialisation anführt.

Da die Erstserzählung Gülüzar's insbesondere in Bezug auf die Kindheit vor allem von selbsttheoretischen Reflexionen durchdrungen ist, bittet die Interviewerin nach der „Offenen Phase“ mit einem leicht abgewandelten Erzählstimulus die Interviewpartnerin noch einmal um eine ausführlichere Erzählung seit der frühen Kindheit. Die darauf folgende ausführliche Narration des Aufwachsprozesses wird hier eingefügt und interpretiert. Die Passage wird vollständig abgedruckt und interpretiert und ist als Einschub kenntlich gemacht (S2 = Zweiter Stimulus).

S2 11/44-12/06 – Zweiter erzählgenerierender Stimulus

44 G.:Meine Entwicklungslinie (...) Also, ich bin ja hier geboren, ne?

45 I.: Hmhm.

46 G.:Ehm (.) ich bin hier geboren (.) Ehm, ich bin im U-Bahn-Krankenhaus geboren. Und ich war
47 das sechste Kind, das letzte und sechste Kind. Meine Mutter hatte keinen Namen mehr für mich
48 und da hat die Krankenschwester gesagt, lassen wir sie de de de de nennen und das bedeutet
49 Glück. (.) Glück, wenn äh, kannste im Wörterbuch nachgucken, es gibt nur eine Definition für
50 Glück. Und dann meinte meine Mutter, ach, toll. Ok, ich hab zwar keinen Namen, aber das hört
1 sich gut an, das, den Namen nehmen wir. So, und so fing das halt an (lacht). Ehm, dass eh ir-
2 gendwie meine Mutter einfach bucks, bucks, bucks, bucks Kinder irgendwie wie Eier gelegt hat
3 (lacht).

4 I.:(lacht)

5 G.:Und irgendwie ehm nich' mal überhaupt 'nen Namen für mich ehm, Zeit hatte um eine Namen
6 für mich auszudenken, für ihre Tochter. Ja.]]

Den zweiten Stimulus¹ beginnt Gülüzar diesmal mit der eigenen Geburt und dem Hinweis, dass sie „hier geboren“ ist. Das verweist auf Deutschland als Geburtsland und ist, wie wir schon wissen vor allem der Tatsache geschuldet, dass die eigene Familie – Eltern und drei Kinder – aus der Türkei stammen und nach Deutschland ausgewandert sind. Die Nennung des Krankenhauses „U-Bahn-Krankenhaus“ hat etwas kurioses, da es klingt, als wenn das Mädchen im Untergrund geboren worden sei. Das verleiht der Geburt etwas subversives oder subkulturelles, jedenfalls einen besonderen Charakter. Gülüzar ist das sechste Kind der Familie, „das letzte und sechste Kind“. Die Bezeichnung das „letzte“ meint zunächst, dass die junge Frau keine jüngeren Geschwister mehr hat und damit selbst der ‚Benjamin‘ der Familie ist. Gülüzar spielt hier aber offenbar auch mit der qualifizierenden Bedeutung des Wortes: das „letzte“ im Sinne von das ‚unwichtigste‘ oder das ‚geringste‘. Diese Lesart wird gestützt durch den folgenden Hinweis, dass die Mutter keinen Namen für das Mädchen mehr gehabt habe. Stattdessen schlägt die Krankenschwester ihr einen Namen vor, zudem einen metaphorreichen: Gülüzar² heiße Glück. Die Krankenschwester erscheint mithin in dieser Geburtsepisode wie eine gute Fee, die dem Kind bereits an der Wiege ihr Schicksal prophezeit bzw. als Glückskind verzaubert. Gülüzar gefällt offenbar auch heute noch diese Metapher: sie schlägt der Interviewerin vor, im Wörterbuch nachzuschlagen, es gebe „nur eine Definition von Glück“ – *nomen est omen*.

Im Kontrast zum segensreichen und glücklichen Wirken der Krankenschwester steht die Erinnerung an die Mutter in dieser Sequenz. Sie wird hier als weitgehend desinteressierte („ach, toll. Ok, ich hab zwar keinen Namen, aber das hört sich gut an.“), allenfalls aus pragmatischen Gründen zufriedene Frau dargestellt, die den erstbesten Vorschlag einer Fremden akzeptiert („den Namen nehmen wir“), um für die eigene Tochter einen Namen zu finden.

Gülüzar charakterisiert hier bereits mit der ersten Sequenz ihrer Biographie die eigene Mutter als Bezugsperson, die keinerlei emotionale und intensive Bindung an die eigene Tochter hat. Die Geburt des sechsten und letzten Kindes erscheint hier als lästiges Übel, das nicht mal der Mühe wert ist, während der Schwangerschaft einen Namen auszuwählen, der als bedeutsamer Teil der künftigen Identität des Kindes gelten kann.

Der Tochter ist diese Episode offenbar lediglich der symbolische Auftakt zur künftigen Mutter-Tochter-Beziehung („so fing das halt an.“). Der Vorwurf eines allenfalls instrumentellen Verhältnisses zu ihr, aber auch zu den anderen Geschwistern unterstreicht Gülüzar mit einer weiteren Metapher: dass die Mutter ihre „Kinder irgendwie wie Eier gelegt hat.“ Nicht das persönliche und individuelle Verhältnis und die Bindung zu jedem einzelnen Kind ist hier gemeint, sondern das Kinderkriegen als serielle Produktion von letztlich gleichförmigen und darum austauschbaren Nachkommen. Gülüzar erzählt von dieser Episode mehrfach lachend und demonstriert so

¹ „Hm, vielleicht kannst du ja noch mal so kurz in dich gehen und noch mal an deine Kindheit äh zurückdenken, so wie das damals war, wie du so aufgewachsen und erzogen worden bist und wie das dann, dann so weiter ging bis, bis zu dem heutigen Tag so. Deine, deine Entwicklungslinie mal so nachzeichnen so ein bisschen.“

² Gülüzar ist ein Synonym

die selbstironische Distanz gegenüber diesem doch eigentlich tragischen und schwerwiegenden Vorwurf. Auch die Ergebnissicherung des Segments macht deutlich, dass die Verletztheit, die in dieser Parabel symbolisiert ist, trotz des ironischen Gestus der Erzählerin offenbar noch keineswegs überwunden ist: Gülüzar wiederholt noch einmal explizit den Vorwurf, dass die Mutter offenbar nicht mal Zeit gefunden hat, für sie, für die eigene Tochter, einen Namen auszuwählen.

S2 12/06 – 12/42 – Lieber im Kindergarten als zu Hause

6 Dann ehm ... Meine Kindheit das ist total
7 schwer, weil (.) ich hab immer so Teil-Teil-Teilaspekte von meiner Kindheit, dass ich dann (.)
8 äh weiß ehm zum Beispiel, ich war dann im Kindergarten. Mein Kindergarten hab ich sehr ge-
9 mocht. Ich war sehr gerne da. Ehm, weil es vollkommen anders war als zu Hause. Weil damals
10 war es bei uns sehr ehm, damals war es bei uns so, dass äh wir sehr oft Besuch gekriegt haben
11 und es ständig irgendwie gekocht wurde, ja. Zu Hause wurde nur gekocht und wir hatten nur Be-
12 such. Das war so was von schrecklich. Meine Mutter, meine Eltern haben beide gearbeitet. Äh,
13 meine Mutter bei der äh, in der Haribofabrik und mein Vater bei der (.) HVV (.) und ehm (.) und
14 die haben immer, sind um vier Uhr morgens aufgewacht und haben bis abends, also bis nachmit-
15 tags 16 Uhr gearbeitet, also ganz viel (.) äh, acht, neun Stunden bis zehn Stunden am Tag und
16 sind gekommen, waren super ko und nach einer Stunde hatten wir wieder Besuch und dann
17 musste meine Mutter wieder in die Küche springen und äh kochen bis zum geht nicht mehr. Und
18 ich musste sie in meiner Kindheit seht oft unterstützen. Ich war wohl sehr brav gewesen bis zu
19 meiner Pubertät, wurde mir gesagt. Ehm hätte wohl irgendwie (.) schön mitgeholfen, äh Essen
20 mit serviert und so weiter und so fort. Aber das wollt ich, glaub ich damals gar nicht so doll ma-
21 chen, deswegen war ich sehr gerne im Kindergarten. Ähm, ich kann mich erinnern, dass äh ich
22 ehm (.) da auch immer bleiben wollte im Kindergarten. Ich wollte nicht nach Hause, weil mir
23 das einfach, weil ich das Gefühl hatte, zu Hause wurde ich gar nicht so ernst genommen. Ich war
24 halt ein Kind, ich war halt zu Hause. Ich hatte keine Spielsachen. Das war, dis is' halt ganz ex-
25 trem, was persönlich bei mir sehr stark auffällt, weil in anderen türkischen Familien ist es schon
26 so, dass man sehr viele Babyfotos hat, dass man viel Spielsachen gehabt hat und bei mir war es
27 so, dass ich zum Beispiel keine Spielsachen hatte und ich hab auch kein Babyfoto. Also, ir-
28 gendwie hab ich gar nichts so. Das ist irgendwie total komisch. Aber das ist, glaub ich, auch so
29 'ne extrem persönliche Sache. Als-, das kann man nicht generell auf alle Leute ähm beziehen.
30 Äh, deswegen wollte ich immer im Kindergarten bleiben oder, zum Beispiel mit meinen Schnür-
31 senkeln, die zubinden hab ich nie von meinen Eltern gelernt, dann hab ich immer im Kinder-
32 garten gegessen und hab das immer versucht das zu machen bis ich es irgendwann mal gelernt
33 habe. Fahrradfahren, (.) das hab ich auch vollkommen alleine gelernt im Kindergarten. Ich kann
34 mich überhaupt nicht erinnern, wie ich Fahrradfahren gelernt habe. Und überhaupt auch
35 schwimmen, also es sind so (.) Prozesse, die einfach passiert sind in meiner Kindheit. Wo ich
36 nicht sagen kann, mein Vater hat mich an meine Hand gehalten und hat gesagt, Kind (.) komm
37 ich schieb dich beim Fahrradfahren, ich halt dich fest, sodass man da 'ne Bindung, Papa-Kind-
38 Bindung, hat. Oder mit meiner Mutter mal mit Barbie spielen, weil es ging überhaupt nicht, wir
39 hatten echt nur Besuch. Meine Mutter hat gearbeitet, kam nach der Arbeit nach Hause, musste
40 gleich in die Küche springen und irgendwie bis zwei Uhr nachts arbeiten und dann zwei, drei
41 Stunden schlafen und dann wieder aufstehen. Das war immer so. Das war vollkommen im
42 Rhythmus so.]]

Nach dieser Geburtssequenz reflektiert Gülüzar die Erinnerungen an die eigene Kindheit. Sie bekennt, dass es ihr „total schwer“ falle; nicht die Erinnerung überhaupt, aber offenbar die Konsistenz einer zusammenhängenden Erzählung. Sie erinnere eher „Teilaspekte“ und nennt als Beispiel den Kindergarten. An den Kindergarten hat die junge Frau überaus positive Erinnerungen. Sie hat ihn „sehr gemocht“ und geht „sehr gerne“ hin. Die positive Wertschätzung der Kindereinrichtung setzt Gülüzar explizit und kausal in Kontrast zu ihrem Elternhaus: sie geht gerne in den Kindergarten, weil es dort „vollkommen anders war als zu Haus“. Mit dieser Kontrastie-

nung wird das eigene Elternhaus indirekt diskreditiert und herabgesetzt. Sie begründet das im weiteren. Es ist die offenbar lebhaftere Atmosphäre daheim, die das Mädchen abschreckt: es kommt „sehr oft Besuch“ und es wird „ständig irgendwie gekocht.“ Sie steigert diese Beschreibung noch zum Superlativ: sie hatten „nur Besuch“ und es wurde „nur gekocht“. Was ihr an dieser lebendigen und kontaktfreudigen sozialen Situation nicht gefallen hat, bleibt zunächst offen. Diese Ablehnung ist insofern bemerkenswert, da viel Besuch in der Familie von Kindern eher positiv geschätzt wird und bei türkischen Familien gehört eine ausgeprägte gastfreundliche Besuchs- und Esskultur zu typischen Merkmal orientalischer Kultur. Für Gülüzar gilt dies allerdings nicht, ihr Urteil ist vielmehr eindeutig und vernichtend: „Das war so was von schrecklich.“

Beide Eltern der Kinder sind berufstätig, die Mutter arbeitet in einer Süßwarenfabrik, der Vater bei den städtischen Verkehrsbetrieben. Gülüzar erinnert ihre Eltern vorrangig als arbeitend. Sie verlassen bereits im Morgengrauen („vier Uhr morgens“) die Wohnung und kehren erst am Nachmittag wieder zurück – „neun Stunden bis zehn Stunden am Tag.“

Nachmittags kommen die Eltern nach Hause, sind „k.o.“, aber bereits eine Stunde später kommt schon der Besuch. Die Mutter muss „wieder in die Küche springen und kochen bis zum geht nicht mehr.“ Gülüzar beschreibt somit eine Familie, in der die Eltern immer beschäftigt sind, immer arbeiten, sich ständig mit externen Besuchern beschäftigen, aber wohl kaum noch Zeit haben, sich um die eigenen Kinder, bzw. um Gülüzar zu kümmern. Das Mädchen „muss“ die Mutter in der Kindheit bei der Hausarbeit „oft unterstützen“. Sie tut dies auch und ist folgsam. „Ich war wohl sehr brav gewesen bis zu meiner Pubertät.“ Gülüzar erinnert sich an Erzählungen Dritter, dass sie gerne und „schön“ mitgeholfen habe, die Gäste zu bedienen und das Essen zu servieren. In einer Kommentierung vom Heute aus zweifelt die Erzählerin an ihrer damaligen Motivation. Sie habe das wohl nicht so gerne gemacht, „deswegen war ich sehr gerne im Kindergarten.“

Gülüzar beschreibt ein spannungsreiches, eher problembeladenes Verhältnis gegenüber ihrem familiären Zuhause. Sie „wollte nicht nach Hause.(...) weil ich das Gefühl hatte, zu Hause wurde ich gar nicht so ernst genommen.“ In der Familie fühlt sie sich angenommen, sie wird nicht als individuelle Persönlichkeit behandelt, sondern ist „halt ein Kind“ – eins unter Sechsen in einer Familie, in der die Eltern ausschließlich arbeiten oder Gäste bewirten. „Ich war halt zu Hause“ reduziert ihre familiäre Existenz auf die bloße räumliche Anwesenheit, allenfalls als funktionale Hilfskraft zur Unterstützung der Mutter in der Küche wird sie geschätzt.

Die Erzählung der überarbeiteten elterlichen Dauergastgeber erscheint hier lediglich als Indikator für eine grundlegende Kritik der jungen Frau an den eigenen Eltern und der fehlenden Bindung zu den elterlichen Bezugspersonen. Es ist nicht nur der Zustand der Überarbeitung, aus dem heraus sich die unzureichende Beziehung zur Tochter speist. Die ausufernde Betriebsamkeit gilt ihr allenfalls als Symptom: diese Eltern haben gar kein richtiges Interesse an diesem jüngsten von sechs Kindern. Gülüzar macht dies an weiteren Indizien fest. Sie hat keinerlei Spielsachen, es gibt nicht einmal ein „Babyfoto“ von ihr. „Also irgendwie hab ich gar nichts so. das is irgendwie total komisch.“ Gülüzar vergleicht diese Situation mit anderen türkischen Familien. Die Besonderheit liegt aber nicht an der Armut einer türkischen Migrantenfamilie, im Gegenteil, „in anderen türkischen Familien ist es schon so, dass man sehr viele

Babyfotos hat“, auch „viel Spielsachen“. Sie will ihre Mangelsituation also keinesfalls als Ausdruck einer spezifisch türkischen Familienkultur und Eltern-Kind-Beziehung verstanden wissen, es ist vielmehr „’ne extrem persönliche Sache.“

Der Kindergarten erscheint vor dem Hintergrund dieser eher emotional vernachlässigten oder mindestens gleichgültigen Situation zu Hause als ein positiver Gegenentwurf – eine Lebenswelt, in der sich andere um das Mädchen kümmern und sich für sie interessieren. Gülüzar beschreibt das exemplarisch an kindlichen Entwicklungs- und Lernprozessen. „Schnürsenkel binden“, „Fahrrad fahren“ („hab ich vollkommen alleine gelernt“), „schwimmen lernen“ – all diese kindlichen Statuspassagen und Kompetenzzuwächse bringt die junge Frau eher mit dem Kindergarten, als mit dem Elternhaus in Verbindung. Nicht die Eltern bringen ihr das bei, vielmehr sitzt das Mädchen im Kindergarten und probiert, bis es klappt. Gülüzar skizziert hier ein ausgeprägtes Selbstbehauptungsmuster, das letztlich von kleinauf ihre Entwicklungs- und Bildungsprozesse begleitet und strukturiert habe.

Dieser Gestus der früh eigenverantwortlichen und autodidaktischen Lernenden wird von Gülüzar aber nicht vorrangig als positives Selbstkonzept ihres kindlichen Bildungsprozesses skizziert. Vielmehr stellt sie dieses frühe Auf-sich-selbst-gestelltsein den fehlenden sozialen und emotionalen Bindungen zu den Eltern, und zwar explizit zum Vater und zur Mutter, gegenüber. Sie beklagt wörtlich die fehlende und unzureichende „Papa-Kind-Bindung“. Nie habe der Vater sie mal bei der Hand gehalten, oder das Fahrrad mal angeschoben, und nie hat die Mutter mal mit ihr und ihrer Barbie-Puppe gespielt. „Es ging überhaupt nicht, wir hatten echt nur Besuch.“ In der Ergebnissicherung resümiert die Erzählerin noch einmal diesen Tageszyklus der ausschließlich arbeitenden Eltern: Von morgens bis abends arbeiten – schlafen – und wieder von vorn. „Das war vollkommen im Rhythmus so.“

S2 12/42 – 12/47 – emotionale Vernachlässigung durch die Eltern

42 Und das war zum Teil vollkommen egal, wo du als Kind warst. Ich hab dann auf’n Kinderbau-
43 ernhof gespielt. War dann vielleicht bis zehn, elf Uhr auf dem Bauernhof und, und keiner hat
44 mich vermisst. Ich bin dann nach Hause gekommen und . gesagt: Die Gäste sind immer noch da.
45 Alles klar, ich hab mich mal blicken lassen. Gut, jetzt ... Wo is’ was zu essen? Was kann ich
46 machen? Und dann schlafen gegangen. Am nächsten Tag äh Kindergarten oder Schule, wie auch
47 immer. (.)]]

Die beschäftigten, arbeitenden Eltern haben gar keine Zeit, sich um die Kinder zu kümmern. Gülüzar beschreibt diese strukturelle Freiheit der Kinder als erzieherische Gleichgültigkeit und Desinteresse der Eltern. Es ist „vollkommen egal, wo du als Kind warst.“ Das Mädchen wächst angesichts dieser Situation aber nicht verwahrlost auf, sondern wird durch die sozialpädagogischen Freizeiteinrichtungen aufgefangen und betreut. So spielt sie tagelang auf dem „Kinderbauernhof“, wird allerdings zu Hause auch nicht vermisst („Keiner hat mich vermisst“). Während das Mädchen für sich selbst sorgen muss, betreuen die Eltern daheim die Gäste. Wenn Gülüzar abends nach Hause kommt, sind sie oft noch da. Es reicht den Eltern, dass die Tochter sich „mal blicken lässt“. Sie sucht sich was zu essen, hilft noch im Haushalt, wenn Bedarf ist und geht dann schlafen. „Am nächsten Tag äh Kindergarten oder Schule, wie auch immer.“

Die Kindheit von Gülüzar erscheint in dieser biographischen Erzählung ambivalent. Zum einen skizziert sie die strukturelle Vernachlässigung durch die eigenen Eltern, die vollständig aufgehen in ihren langen Arbeitstagen und ihrem offenbar

dichten sozialen Netzwerk, das sie durch eine ausgeprägte Gäste- und Bewirtungskultur pflegen. Für die sechs Kinder bleibt da offenbar nur wenig zusätzliche Betreuungszeit – zumindest für Gülüzar, die vielleicht als Jüngste auch besondere Erwartungen an persönliche Zuwendung und eine enge und emotionale Bindung an die Eltern hat. Die junge Frau erinnert diese familiäre Situation indes vorrangig als defizitäre Eltern-Kind-Beziehung, in der den Eltern offenbar alles wichtiger ist als die jüngste Tochter. Vor diesem Hintergrund einer emotionalen Vernachlässigung schafft sich das Mädchen ein eigenes Bezugssystem, in dem sie findet, was sie sucht. Im Kindergarten, auf dem Kinderbauernhof findet sie offenbar eine kindgerechte Spiel- und Lernumwelt, mit der sie sich identifiziert und die sie positiv wertschätzt. Der Kontrast zwischen diesen beiden Lebenswelten wird zudem von Gülüzar ethnisch bzw. kulturell aufgeladen. Es konkurrieren hier nicht nur Elternhaus und Kindertageseinrichtung um die emotionale Bindung an das Mädchen, für das Mädchen stehen sich hier auch türkische Familienkultur und deutsche Kinderbetreuung, bzw. Erziehungs- und Bildungseinrichtung gegenüber.

S2 12/47-13/25 – Bildungsaspiration als Selbstbehauptung

47 Mein erster Schultag da ... Dis is' halt eine Sache, die (.), über die
 48 ich halt gerne reden wür-, oder dis kurz erwähnen will, weil dis bei mir hängen geblieben ist.
 49 Weil ich halt so viele Sachen halt nicht von meinen Eltern bekommen habe. Und zwar war mein
 50 Vater bei meinem ersten Schultag mit dabei in der Aula, hat er mit dabei gegessen. Und ich war
 1 so was von stolz, dass er mit dabei war und ab dem Tag war er kein einziges Mal mit dabei,
 2 weder bei Elternabend noch bei (.), in meiner siebten, also in der siebten Klasse in der Einfüh-
 3 rung in die siebte Klasse, noch in der Oberstufe, in die elfte oder zum Abiturzeugnisausgabe,
 4 niemals. Es kam niemand zum Elternabend, es . wollte sich niemand als Elternvertreter ehm für
 5 die Schu- ehm für die Schule irgendwie eh da was tun ehm gar nichts so. Ok, ich kann wiederum
 6 sagen, ich kann das von meinen Eltern auch nicht erwarten, weil sie einfach diese Schulbildung
 7 nie gelernt haben. Aber (.) es ist trotzdem so 'ne Sache, dass man versucht dem Kind so irgend-
 8 wie Schwung rein zubringen, irgendwie dein Kind zu loben und zu sagen, wie ist es? Ok, du bist
 9 jetzt aus der sechsten Klasse fertig. Jetzt musst du in die Oberschule. Hast du dich darum ge-
 10 kümmert? Was für'n Abschluss kriegst du eigentlich, Real, Gymnasium oder Haupt oder wie
 11 steht's eigentlich? Wie ha- . wa- wa- was für Noten hast du auf deinem Zeugnis? Keiner hat ma
 12 so . mein Zeugnis sogar, wo bei meiner Schwester, ich seh es an ihren Kindern, 'n Halbjahr
 13 dann, das Halbjahr vorbei ist, dass sie dann sehr- sagt, ja. Sie lernt jeden Tag mit denen, macht
 14 Hausaufgaben. Freut sich auch mit ihren Kindern was zu machen und freut sich auch dann eben
 15 entsprechend auch auf das Zeugnis und unterschreibt auch das Zeugnis. Bei mir gab es so was
 16 nicht. Also, wann war Zeugnisausgabe? Wann ist der letzte Schultag? Wann hab ich Ferien?
 17 Wann fängt die Schule an? Wann muss ich zur Schule? Wie sieht mein Stundenplan aus? Über-
 18 haupt nich', überhaupt nich'. Und früher war mein Vater (.), wo er noch gearbeitet hat, is er sau-
 19 oft in türkische Cafès gegangen und hat Karten gespielt. Das macht er aber schon mindestens
 20 seit zehn Jahren nicht mehr. Also, da hat er sich vollkommen davon getrennt, macht ... Sagt, die
 21 haben sich vollkommen verändert. Die sind zum Teil echt extrem positiv geworden. Klar gibt es
 22 einige Sachen, aber es gibt immer bei Leuten bestimmte Sachen, die man komplett nicht ändern
 23 kann. Und ich bin sehr froh, dass es bei meinen Eltern geklappt hat. (.) Wenn ich mir im Gegen-
 24 satz äh jetzt äh mir andere Familien angucke, wie streng die sind, dann bin ich schon sehr froh,
 25 dass ich solche Eltern habe. (.)]]

Dieses latente Spannungsverhältnis zwischen türkischer Familie und öffentlichen Erziehungseinrichtungen als markantem Strukturmerkmal der Kindheit Gülüzar's kennzeichnet auch das folgende Segment, wie die Erzählerin durch ihre Erzählsegmentankündigung deutlich macht „Mein erster Schultag“. Sie betont ausdrücklich die subjektive Wichtigkeit dieser Episode („weil die hängen geblieben

ist“) und begründet sie einmal mehr mit der ansonsten geringen biographischen Unterstützung der eigenen Eltern („weil ich halt so viele Sachen halt nicht von meinen Eltern bekommen habe.“). In dieser Episode ist das anders. Am ersten Schultag begleitet der Vater Gülüzar in ihre neue Schule, sitzt gemeinsam mit ihr in der Aula. „Und ich war so was von stolz.“ Scheint es sich hier zunächst um einen Kontrast zu den ansonsten eher negativen, von Vernachlässigung und Desinteresse der Eltern gekennzeichneten Kindheitserfahrungen zu handeln, so macht die Erzählerin doch deutlich, dass es sich bei dieser Episode nur um eine einzige Ausnahme handelte. Das positive Einzelbeispiel dient ihr somit lediglich als Kontrastfolie um im weiteren die Vernachlässigung und das Desinteresse der Eltern um so stärker zu konturieren.

Nach dieser Einschulungsfeier kommt der Vater oder die Mutter nie wieder mit in die Schule, zu keinem Elternabend, zu keiner Einführung in einer weiterführende Schule, nicht in die Oberschule und nicht zur Abiturverleihung. Die Wirkung dieser Kritik an der elterlichen Absenz ist um so stärker, als Gülüzar hier ihre gesamte Bildungsbiographie in einem einzigen Satz komprimiert. Zudem macht sie in diesem Satz deutlich, dass sie auf eine überaus erfolgreiche Bildungsbiographie zurückblicken. Deren Bedeutung und Wert erscheint umso gewichtiger, als es sich hier um den gelungenen Bildungsaufstieg einer jungen Frau aus einer Arbeiter- und Migrantenfamilie handelt. Insofern läge der Stolz und die Zuwendung und Unterstützung durch die Eltern und die Familie nahe.

Gülüzar vermisst indes solche Form der Zuwendung und des Interesses. Die Eltern beteiligen sich nicht an Elternabenden und sie beteiligen sich nicht im Kontext der schulischen Elternvertretung.

In einer resümierenden Kommentierung reflektiert die junge Frau die Gründe und die Legitimität ihrer Klage. Sie erwähnt den fehlenden Bildungshintergrund der Eltern, der in einem Spannungsverhältnis steht zu den Schulerfahrungen der eigenen Tochter. Aber dieses bildungssoziologische Argument mag sie nicht überzeugen. Auch wenn der Zugang zur öffentlichen Bildungseinrichtung der Tochter mit starker Hemmschwelle versehen war, daheim in der Familie und im persönlichen Verhältnis zwischen Eltern und Kinder – so Gülüzar – hätten die Eltern doch mehr Interesse und Engagement zeigen müssen („Irgendwie dein Kind zu loben und zu sagen, wie ist es?“). Sich für die jeweils folgenden Etappen des Bildungswegs interessieren; Neugier für die erwartbaren Bildungsabschlüsse zeigen („Was für’n Abschluss kriegst Du eigentlich: Real-, Gymnasium oder Haupt?“); nach Noten und Zeugnissen fragen.

Gülüzar erwähnt als positives Kontrastbeispiel das Eltern-Kind-Verhältnis der eigenen Schwester, die sich mit ihren Kindern hinsetzt und lernt und Hausaufgaben betreut; die sich freut, mit den eigenen Kindern was zusammen machen zu können und die sich für die Zeugnisse interessiert und diese auch unterschreibt. Das positive Beispiel der Schwester belegt für Gülüzar, dass das Verhalten der Eltern nicht einfach Ausdruck einer kulturellen Besonderheit türkischer Familien ist. Es geht – so die Botschaft dieses innerfamiliären Vergleichs – auch unter türkischen Eltern anders, als die eigenen Eltern es praktiziert haben. „Bei mir gab es so was nicht.“

In einem geradezu gnadenlosen Stakkato zählt Gülüzar die verpassten Chancen der Eltern auf: Zeugnisausgabe, letzter Schultag, Ferienanfang, Schulanfang, tägliche Unterrichtszeiten, Stundenplan – zahllose Gelegenheiten gab es für die Eltern, Interesse zu zeigen und den Bildungsweg der jüngsten Tochter zu würdigen – „überhaupt

nicht, überhaupt nicht.“

Und allein an der Überarbeitung der Eltern kann dieses Desinteresse für Gülüzar auch nicht gelegen haben. Sie erwähnt den Vater, der solange er gearbeitet hat, immer auch Zeit fand, in türkische Cafés zu gehen. Auch, wenn er das seit seiner Rente inzwischen nicht mehr macht.

Dieser Hinweis auf den Wandel des Vaters bei den Café-Besuchen leitet die Ergebnissicherung des Segments ein. Auch wenn sie bisher wesentlich kritisches und negatives über ihre Eltern erinnert und erzählt hat, will Gülüzar das Segment doch mit einer versöhnlichen Wendung beenden. Gegenüber früher macht sie doch inzwischen gravierende Wandlungsprozesse bei den eigenen Eltern aus, auch wenn das sicher nicht alle Bereiche betrifft. „Es gibt immer bei Leuten bestimmte Sachen, die man komplett nicht ändern kann.“ In welchen Bereichen sich die Eltern gewandelt haben, bleibt hier offen. Offenbar geht es der Erzählerin darum, nicht ein zueinseitig negatives und abwertendes Bild der eigenen Eltern zu zeichnen. Insofern bleibt der Schlusssatz des Segments auch, ungeachtet der beißenden Kritik, die zuvor entfaltet wurde, versöhnlich. Im Vergleich mit anderen, strengeren Eltern schneiden ihre doch ganz gut ab, „dann bin ich schon sehr froh, dass ich solche Eltern habe.“

S2 13/25 – 15/25 – Kulturelle Identität und Generationenkonflikt

25 Und ähm ja, und dann in
26 der Oberschule, das hatte ich dann geschildert, dieses auch in der Grundschule, diese Erfahrung
27 zu machen zwischen Mann und Frau. Was es bedeutet irgendwie eher eine Frau zu werden und
28 dann auch meine Tage zu bekommen und irgendwie dann durch fünf Ecken zu erfahren, dass ich
29 meine Tage bekommen hab, dass ich jetzt angeblich eine Frau werde und, dass mir auch nie-
30 mand gesagt hat, dass ich mich rasieren muss oder, dass, dass äh meinen Brüste mal wachsen
31 werden und, dass ich jetzt einen BH brauche und nicht mehr ein Hemd. Und ähm ja, diese Auf-
32 klärung, das is' halt die Sachen, die ich versuche zu erklären. Die hab ich absolut nicht bekom-
33 men, weil über diese Themen man nicht gesprochen hat. (..) Aber es ändert sich alles mit der
34 Zeit. Also, bis jetzt ist es sehr positiv. Ehm (.) aber es gibt trotzdem einige Sachen, die man nicht
35 ändern kann. Aber (.) vielleicht sollte man das auch so leben lassen weiter. (..) Weiß ich nich'.
36 Ich hab immer 'nen Punkt, wo ich dann immer mich auseinander setz mit meinen Eltern. Also,
37 ich lass mir bestimmte Sachen nicht gefallen. (.) Und (.) und ich glaube, dass ich den Punkt in,
38 an den ich heute gelangt bin ehm, dass ich da ehm bis heute ganz schön viel gekämpft habe, um
39 heute hier zu sitzen, überhaupt hier zu sein. Weil hätte ich das nicht gemacht, dann bin ich mir
40 sicher, dass ich ehm schon längst verheiratet wäre und drei Kinder bestimmt hätte, ganz be-
41 stimmt, drei Kinder. Das Älteste wär bestimmt so sieben, acht Jahre alt. Ja. Deswegen (.) da
42 muss man schon (.) kämpfen. Und wir sind halt nicht die Ersten. Vor uns haben andere ge-
43 kämpft. Und nach uns, uns klingt immer so komisch, aber es ist so. Es werden immer mehr Leu-
44 te, die (.) langsam darüber nachdenken, zum Beispiel die Sache mit Hatun Sürücü. Dis wird jetzt
45 öffentlich oder viele Sachen wurden öffentlich gemacht, aber des wurde richtig so massiv ein-
46 fach überall gesendet und darüber diskutiert und in Zeitungen und immer berichtet, wie jetzt
47 Verhandlung in Gerichtssaal und wer is' verurteilt, was is' passiert so. Immer wieder wurden die
48 Leser und alle Leute informiert, immer wieder, sodass man auch wirklich sehen sollte, wir leben
49 im Jahre 2005. Wo leben wir eigentlich? Und (.) wo befinden wir uns? Wie kann man einfach
50 die eigene Tochter umbringen? (..) Und ja (.). Also der psychologische Druck is' extrem (.)
1 schlimm. Und ehm ganz viele Eltern ehm ... Ich hab dann auch über Hatun Sürücü so `ne Re-
2 portage oder so gesehen. (.) Und ehm da wurde über ein Gymnasium, auch über die Schule, was
3 erzählt, über Robert-Koch-Gymnasium hieß die Schule. Und ehm da hat die Lehrerin auch ge-
4 sagt, dass ehm (.) mittlerweile achtzig, neunzig Prozent der Schüler jetzt nur Türken sind. Früher
5 war es halt gemischt, vielleicht zwanzig Prozent der Schüler waren Türken. Und, dass sie mein-
6 te, dass sie vor zwanzig Jahren sich nie vorgestellt hätte, dass so was passiert. (.) Dass vor zwan-
7 zig Jahren jemand umgebracht wird, eine türkische Frau umgebracht wird. Von wegen vor

8 zwanzig Jahren war es ja 'ne extrem schlimmere Zeit noch, wie konservativ, wie schrecklich.
9 Sie meinte zu (.), halt zu den Leuten, dass sie sich das einfach nicht vorstellen kann, dass vor
10 zwanzig Jahren so was passieren kann. (.) Und warum aber (.), dass hat sie dann auch erklärt,
11 weil damals sich Frauen gar nicht getraut haben auf die Straße zu gehen, weil sie sich jetzt trau-
12 en auf die Straße zu gehen und ihre Meinung auch zu sagen. Damals war es einfach so, versteckt
13 alles zu Hause, hast Prügel bekommen, hast alles ... Ok, gut ähm zu den Mund und wenn du
14 raus gehst bitte lächeln, als ob zu Hause nichts wäre. Dann bist du verheiratet, machst deine ei-
15 gene Familie, machst deinen eigenen Scheiß, so zu sagen. Und du bist weg von denen, Ablösung
16 von der Familie. Und heute sind es immer noch solche Leute, türkisch Frauen, die auf Hochzei-
17 ten einfach versuchen Jungs anzubaggern, Jungs zu finden, die sie gleich abschleppen könn', wo
18 sie gleich 'nen Vertrag, 'nen Ehevertrag, am besten auf der Toilette abschließen können, um äh
19 dann denjenigen zu heiraten, weil sie ehm ... Ich glaube auch, weil sie sich auch austoben wol-
20 len noch (.) bevor (.) es wirklich dann, dass sie dann Kinder bringen. Dass sie erstmal diese, die-
21 se jungen Jahre mit dem Mann ... Ok, die Gesellschaft, die Verwandten, äh die Nachbarschaft
22 akzeptiert das jetzt, dass ich verheiratet bin, da kann sich keiner mehr einmischen. Für mich ist
23 es aber so, dass ich einen Freund habe, mit ihm zusammen wohne und ehm mich austobe, ausle-
24 be und vielleicht, wenn ich seh', ich bin extrem glücklich mit ihm, in zwei, drei Jahren ein Kind
25 dann mache.(.) Und so passiert halt auch 'ne schnelle Ablösung dann von zu Hause. Aber ich
26 hab das Problem nich', weil (..) ehm (..), weil ich prinzipiell anders leben möchte als die Leute,
27 deswegen hab ich auch vorhin gesagt, dass ich nicht mehr auf türkische Hochzeiten geh, weil ich
28 das extrem oberflächlich finde. Ich will, ich will nach dem Wahren suchen. Ich weiß nich, ich
29 will zu Hause das schöne Gefühl haben, aber mich auch nich' irgendwie vor den Deutschen ir-
30 gendwie sagen, die Deutschen sind kalt oder die Araber sind kalt oder, sondern meine eigene
31 Vorstellung von dem machen, wie Menschen sind, wie ich mit denen klarkomme, wie ich mit
32 den zusammen sein kann, ob ich mich wohl fühle. Vielleicht fühl ich mich eigentlich mit einem
33 Deutschen wohler als mit einem Türken. Vielleicht geht's mir mit ihm besser. Ich mein, warum
34 hab ich einen deutschen Freund? Ich fühl mich extrem wohl bei ihm. Es ist überhaupt nicht so,
35 dass ich das Gefühl habe, 'er zählt jedes Geld', was meine Eltern immer so als Beispiel sagen. .
36 Nehm, als Beispiel nehm, dass, dass die voll geizig wären wohl. Ehm, dass sie ihr Geld ständig
37 zählen und nicht mehr ausgeben und immer für ihren Urlaub sparen und irgendwie äh halt so be-
38 stimmte Sachen immer, ne? Und dass, wenn irgendwas nicht klappt, dass man gleich alle Sachen
39 aus dem Fenster rausschmeißt und, dass man einen gleich vor die Tür stellt und, tshüß, wir
40 trennen uns jetzt. Und dass man gar nicht mehr wirklich noch mal darüber redet, dass halt bei
41 Türken eher so ist, dass man nicht gleich jemanden rausschmeißt, dass man noch mal . darüber
42 nachdenkt. Ja, Kultur hat ja noch 'ne Bedeutung und man versucht darüber noch mal nachzu-
43 denken, die Ehre zu retten zusätzlich und da kommen noch so ... Wie oft sich Leute irgendwie
44 geschieden haben und doch noch wieder zusammen zurück äh zusammen gekommen sind. Ehm
45 bei Deutschen kann ich mir das dann nicht vorstellen so. Das sagen meine Eltern und ich bin
46 aber der Meinung, dass das nicht stimmt, weil nicht jeder Mensch gleich ist. Ich kann nicht alle
47 Deutschen in einen Topf reinschmeißen, ich kann nicht alle Türken in einen Topf schmeißen. Es
48 gibt gute und es gibt schlechte von denen. (.) Ich kenn auch genauso beschissene Türken. Ich
49 kenn genauso beschissene Deutsche, aber ich kenn auch ganz krass extrem liebe Deutsche und
50 ganz, ganz gute türkische Leute, mit denen ich mich einfach befreundet habe. Und dis is', dis is'

1 auch so 'ne Sache von Multikulti, ne? Man redet ja von Multikulti, aber eigentlich ... Also von
2 wegen Hamburg is' eine Multikulti-Stadt, aber ich finde es persönlich nicht, weil multikulti be-
3 deutet für mich, dass äh verschiedene Leute ineinander agieren, ne? Dass Integration auch wirk-
4 lich passiert, dass sich auch die Gruppen mischen. Aber so was seh' ich hier gar nicht. Araber
5 sind mit Arabern zusammen, Türken sind mit Türken zusammen und Deutsche sind mit Deut-
6 schen zusammen. Es gibt eigentlich gar keine Mischung. Warum redet man dann eigentlich von
7 multikulti? Wenn ich äh, wenn ich bemerke, auf einer türkischen Hochzeit ist überhaupt gar kein
8 Deutscher, der mal richtig abgeht und tanzt. Wenn ich merke, ich geh abends in 'ne Disco und
9 da is' überhaupt gar kein Türke, dass vielleicht mich einige Leute erstmal ganz komisch anguck-
10 en, hä, was macht die den hier? So. Die soll mal, hö, vielleicht steht ja der Bruder vor der Tür
11 und kontrolliert sie oder vielleicht (.) so gibt's hier 'nen Anschlag oder 'n Dönermesser kommt
12 gleich an oder so. Also, es gibt ganz komische Gedanken und (..). Ja, ich kann einige Leute auch
13 verstehen, weil es gibt auch genug Türken, die extrem scheiße bauen, die einfach mit Messer

14 oder, oder Waffen in Clubs stürmen und, und 'ne Schlägerei beginnen und (.). Und Leute auch
 15 wirklich . auch umkommen. Also, ich hab das auch sehr oft gehört, dass, dass ganz äh drei, vier,
 16 vier Fälle von denen, dass vier (.) ... drei von diesen Vieren waren Jungs, eine Person von den
 17 Vieren, eine Frau, dass die wegen so 'ner Schlägerei umgekommen sind. Und drei von denen
 18 kannte ich sehr gut, drei von denen. Und dis is' einfach krass zu erfahren, dass man einfach so
 19 aggressiv wird und zu bestimmten Sachen fähig wird. Man kann sich absolut einfach nicht mehr
 20 kontrollieren, man verliert die Kontrolle. (.) Ich weiß nich', ich bin einfach total so (.) erschüttert
 21 immer darüber, wenn ich merke, wie türkische Männer einfach sich beweisen müssen. Am lieb-
 22 sten würde ich sie alle erwürgen.
 23 I.: (lacht)
 24 G.: (.) Ich hasse das so, wenn sie sich damit profilieren. Ich hasse das so sehr. (.) Ich wird das auch
 25 nie verstehen und ich will das auch nicht verstehen. (Pause 7sec.)]]

Auch wenn Gülüzar gerade noch die positiven Wandlungsprozesse der eigenen Eltern gelobt hatte, so handelt doch auch das neue Segment eher von den Problemen, die sich im Laufe ihres Entwicklungsprozesses aus den Erziehungs- und Wertvorstellungen der eigenen Eltern ergaben.

Es geht um den Beginn der Pubertät von Gülüzar. Die junge Frau markiert in einer knappen Aufzählung die verschiedenen Etappen pubertärer Entwicklungsprozesse. Die Erfahrung, eine Frau zu werden; die erste Menstruation; das Wachsen der Brüste; die fehlende Information über die körperlichen Veränderungen und den Prozessverlauf der biologischen Reife in der Adoleszenz. Gülüzar beklagt vor allem die fehlende Aufklärung, die fehlenden Informationen über die verschiedenen Entwicklungsprozesse, die ein heranwachsendes Mädchen zu erwarten und zu bewältigen hat. Aber Aufklärung und Gespräche über diese pubertären Entwicklungsprozesse gab es in der Familie nicht – zumindest nicht durch die Eltern. Aufklärung „hab ich absolut nicht bekommen, weil über diese Themen man nicht gesprochen hat.“

Gülüzar wählt aber auch hier wieder die rhetorische Figur, einerseits die Mängel und Defizite der familiären, elterlichen Erziehung und Fürsorge detailliert zu beklagen, aber gleichzeitig das retrospektive Urteil über die Eltern zu relativieren, allerdings ohne, dass von den detailliert genannten Erfahrungsbereichen und Problembelastungen Abstriche gemacht werden.

Die versöhnlichen Kommentare beziehen sich demgegenüber rundweg auf die Gegenwart der inzwischen erwachsenen Erzählerin, die nunmehr eher gnädig und abgeklärt auf die sozialisatorischen Umstände der eigenen Familiengeschichte zurückblickt. Das Bild der eigenen Eltern bleibt dabei auch für die Gegenwart ambivalent: Zum einen betont sie wiederholt die positiven Lern- und Entwicklungsprozesse, die ihr Vater und ihre Mutter inzwischen durchlaufen haben („bis jetzt ist es sehr positiv“), zum anderen gibt es aber auch immer noch Eigenschaften, die die junge Frau kritisch sieht und die man offenbar „nicht ändern kann.“ In der Bilanz dessen bemüht sie sich um Ausgewogenheit und Toleranz, „vielleicht sollte man das auch so leben lassen weiter.“ Indes, auch heute noch gibt es konflikthafte Situationen, bei denen Gülüzar sich doch für eine Auseinandersetzung mit den Eltern entscheidet. „Also, ich lass mir bestimmte Sachen nicht gefallen.“ In einer Erzählkoda resümiert die Bedeutung und die Wirkung der bisherigen Auseinandersetzungen mit den Eltern. Ihr familiärer Lebensweg erscheint dabei als ein kontinuierlicher und stetiger Kampf um die Durchsetzung der eigenen Position und die Verwirklichung der eigenen Vorstellungen von einem selbstbestimmten Leben im Kontext dieser türkisch-alevitischen Familie. Und dabei ging es nicht bloß um die erfolgreiche Selbstbehauptung in diversen situativen Konflikten mit der Familie, sondern letztlich um die

Durchsetzung eines gegenüber der familiären Tradition und Erwartung alternativen Konzepts von Lebensführung. Ein Konzept, das nicht länger auf das traditionelle Modell von Ehe, Familie und Kinderkriegen zielt, sondern den selbst bestimmten und individuell gestalteten und verantworteten Lebensweg einer jungen Frau, die insbesondere auch ihre eigenen Bildungsambitionen zu verwirklichen sucht. Diese Alternative war aber nur im Kampf gegen die türkisch-alevitische Tradition des Elternhauses und des Herkunftsmilieus möglich. „Hätte ich das nicht gemacht, dann bin ich mir sicher, dass ich eh schon längst verheiratet wäre und drei Kinder bestimmt hätte, ganz bestimmt, drei Kinder.“

Gülüzar verlässt zunächst in der weiteren Erzählung ihren eigenen biographischen Prozessverlauf und verortet sich mit ihren Reflexionen statt dessen im Kontext eines allgemeinen Kulturkampfes und Generationenkonflikts zwischen traditionellen Wertvorstellungen der Elterngeneration im türkischen Migrantenumfeld und der eigenen Zweiten Generation, die sich bisweilen durch deutliche Ausbruchversuche aus diesen traditionellen Konventionen, Sitten und Gebräuchen auszeichne. „Ja, deswegen muss man schon kämpfen.“ Sie skizziert hier einen kontroversen und manchmal auch gewalttätigen Generationenkonflikt, in dem sie selbst in ihren Auseinandersetzungen mit den Eltern nur ein Beispiel unter vielen ist.

Ausgangspunkt für diese allgemein theoretische Reflexion über die Kulturkonflikte der Zweiten Generation türkischstämmiger Migranten in Deutschland ist ihr der Fall der Hatun Sürücü – ein familiärer Ehrenmord aus dem Jahr 2005.

Gülüzar beschreibt den Fall als Beispiel eines zunehmend öffentlich werdenden Diskurses über die zunehmende Ethnisierung und Islamisierung in den türkischen Milieus. Gleichzeitig verortet sie auch indirekt sich selbst in diesem Prozess über die Auseinandersetzung mit traditionellen Familienstrukturen und orientalistisch-islamischen Werten. Sie greift erneut den Hinweis auf den „psychologischen Druck“ auf, unter dem sie stehe und stellt ihn hier in den umfassenderen Kontext junger Türken der Zweiten Generation, die wie Hatun Sürücü aufgrund traditioneller Wertvorstellungen von der eigenen Familie bedroht sind („Wie kann man einfach die eigene Tochter umbringen?“). Gleichzeitig verweist sie auf den sozialstrukturellen Wandel der Migrationsgesellschaft, aus dem heraus solche Entwicklung möglich sind: Schulklassen mit 80-90% türkischen Schülern – „früher war es halt gemischt, vielleicht zwanzig Prozent der Schüler waren Türken.“ Mit Verweis auf das Fernsehinterview einer Hamburger Gymnasiallehrerin stellt Gülüzar allerdings in Zweifel, dass Erscheinungsformen wie der Ehrenmord Ausdruck einer aktuellen Retraditionalisierung oder Reislamisierung seien. Gewandelt hätten sich nicht die traditionellen Orientierungen der Familien, lediglich die Konfliktlinien zwischen den Generationen seien größer geworden, da Frauen aus den türkischen Familien selbstverständlicher in der Öffentlichkeit auftreten und „auch ihre Meinung“ sagen. „Damals war es einfach so versteckt alles zu Hause, hast Prügel bekommen, hast alles...“ – Sie skizziert den Wandel, der sich heute bei den jungen Türken beobachten lasse. Dabei beschreibt sie letztlich eine kulturelle Kluft zwischen den Generationen, die weniger durch offene Auseinandersetzungen, als durch pragmatische Strategien überwunden werden. Gülüzar beschreibt ihre Generation als junge Leute, „die sich austoben wollen.“ Damit meint sie typische jugendkulturelle und adoleszente Handlungsmuster, bei denen Heranwachsende vor allem auch Erfahrungen mit dem anderen Geschlecht machen. Die Ablösungsprozesse der jungen Türken – so Gülüzar – basieren aber

letztlich auf strategischer Interaktion. Informelle Geschlechterbeziehungen zwischen den jungen Türken sind demnach kaum möglich, lediglich um den Preis einer traditionellen Ablösung vom Elternhaus auf der Basis einer eigenen Ehe und Familiengründung. „Dann bist Du verheiratet, machst Deine eigene Familie, machst Deinen eigenen Scheiß, so zu sagen. Und Du bist weg von denen, Ablösung von der Familie.“ Gülüzar's Beschreibung macht auf die Geltung eines Orientierungs- und Deutungsmuster aufmerksam, das auch ihre eigene biographische Lebensplanung bzw. ihre eigene Lebensführung bestimmt: Die Geltung einer nach wie vor wirksamen sozialen Kontrolle im ethnischen Herkunftsmilieu und in der eigenen, eher traditionell orientierten Familie, die eine eigenständige, individualisierte Jugendbiographie im Sinne eines sukzessiven Verselbständigungsprozesses gegenüber der Familie nicht zulässt. Jugendliche Ablösungsprozesse in türkischen Familien, so Gülüzar, verlangen von den Heranwachsenden der Zweiten Generation vielmehr eine strategische Lebensplanung, die die traditionellen Orientierungen und Erwartungen der eigenen Familie in Rechnung stellt und auch angemessen bedient. Das Muster der pragmatischen Eheschließung – gewissermaßen eine Vernunftehe unter modernen Sozialstrukturen – ist da in ihrem Blick eines der gängigen Muster und wird ja auch, wie die Interpretation oben ergab, auch von ihren eigenen Geschwistern so praktiziert. Gülüzar machte dabei aber auch schon deutlich, dass diese Muster für sie nicht in Frage kommt.

Gülüzar's Deutungen über die Familienstrukturen und die Ablöseprozesse junger Türken können keine empirische Evidenz beanspruchen. Sie sind kein Beleg für die tatsächliche Dominanz solcher Orientierungs- und Handlungsmuster und kulturelle Generationenkonflikte innerhalb der türkischen Migrantenfamilien in Deutschland und sagen nichts aus, inwieweit ein solches Muster tatsächlich unter den Heranwachsenden aus türkisch-islamischen Milieus verbreitet ist. Bedeutsam ist diese Reflexion aber als subjektiv und biographisch bedeutsames Deutungsmuster innerhalb der Biographie *dieser* jungen Türkin. Es dokumentiert somit einen spezifischen Typus von Deutungsmustern, die unter jungen türkischen Muslimen relevant sind.

Gülüzar skizziert für die eigene Biographie einen anderen Weg. Sie will sich weder zu einer türkischen Heirat drängen lassen, noch will sie überhaupt einen türkischen Mann als Partner. Sie hat seit einiger Zeit einen deutschen Freund, „mit dem ich zusammen wohne und ehm mich austobe.“ Die junge Frau bekennt, dass sie „extrem glücklich mit ihm“ sei. Für die Zukunft kann sie sich vorstellen, mit ihrem Freund auch ein Kind zu haben – vielleicht in „zwei, drei Jahren.“ Für sie ist das auch eine „schnelle Ablösung“ und meint damit die endgültige Verselbständigung gegenüber der Familie.

Die Frage einer familialen Lebensform, die Beziehung mit einem deutschen Freund, ist für die junge Frau aber nicht nur einer Frage einer biographischen Lebenspartnerschaft, es ist auch eine kulturelle und ethnische Frage der Beziehung und des Verhältnisses zwischen Türken und Deutschen. Sie weigert sich, die eigenen Beziehungen nach ethnischen Gesichtspunkten zu strukturieren („weil ich prinzipiell anders leben möchte als die Leute“) und sich von Traditionen und ethnisch-kulturellen Konventionen auf eine Ehe mit einem Angehörigen der eigenen ethnischen Gruppierung verbindlich festlegen zu lassen. Deswegen meidet sie auch seit einiger Zeit „türkische Hochzeiten“, die sie weniger als bloße Inszenierungen harmonischer Gemeinschaftserfahrungen der eigenen ethnischen Gruppierungen sieht,

denn als Rituale zur Reproduktion ethnisch-patriarchaler Tradition – in Bezug auf die junge Generation der zentrale legitime Heiratsmarkt für die Angehörigen der eigenen ethnischen und kulturellen Gemeinschaft.

Gülüzar beansprucht für sich eine individualisierte Partnerwahl, bei der ethnischen Kategorien und kulturelle Stereotype über bestimmte Nationalitäten keine zentrale Rolle mehr spielen – „nich’ irgendwie (...) die Deutschen sind kalt oder die Araber sind kalt oder, sondern meine eigene Vorstellung von dem machen, wie Menschen sind.“ Für sich selbst hat sie sich für den deutschen Freund entschieden. „Ich fühl mich extrem wohl bei ihm.“ Gegenüber den Eltern und der Familie ist diese Haltung aber nicht unproblematisch. Gülüzar sieht sich hier klischeehaften Stereotypen gegenüber: dass die Deutschen geizig seien, ständig ihr Geld zählen, dass sie allenfalls für ihren Urlaub sparen, dass Beziehungen schnell durch Auseinandersetzungen und zu schnell durch Trennungen und Scheidungen geprägt seien – „dass man einen gleich vor die Tür stellt und tchüss, wir trennen uns jetzt.“

Auch für Gülüzar spielen kulturelle Unterschiede in den Beziehungen eine Rolle. Sie wendet sich aber gegen pauschale Stereotypisierungen. „Ich kann nicht alle Deutschen in einen Topf schmeißen.“ Sie betont ihre unterschiedlichen Erfahrungen mit Deutschen, die sich aber von den unterschiedlichen Typen unter den türkischen Landsleuten nicht unterscheiden. „Ich kenn genauso beschissene Deutsche, aber ich kenn auch ganz krass extrem liebe Deutsche.“

Die Offenheit gegenüber den Menschen anderer ethnischer und kultureller Gruppierungen ist für die junge Frau eine der Voraussetzungen für eine wirklich multikulturelle Gesellschaft. „Also von wegen, Hamburg is’ eine Multikulti-Stadt.“ „Multikulti“ bedeutet für sie, dass sich auch Menschen unterschiedlicher Kulturen begegnen und miteinander interagieren. Da sieht sie aber im eigenen Umfeld große Probleme und Schranken. „So was sehe ich hier gar nicht. Araber sind mit Arabern zusammen, Türken sind mit Türken zusammen und Deutsche sind mit Deutschen zusammen. Es gibt eigentlich gar keine Mischung.“ Auch hier sind die türkischen Hochzeiten für sie ein Indikator für diese kulturelle Segregation, Türken sind hier vollständig unter sich, „gar kein Deutscher.“ Im Umkehrschluss nennt sie Beispiele der jugendlichen Freizeitkultur – Disco. „Wenn ich merke, ich geh abends in ,ne Disco und da is’ überhaupt gar kein Türke, dass vielleicht mich einige Leute erstmal ganz komisch angucken, hä, was macht die denn hier?“

Sie reflektiert die Vorurteile gegenüber türkischen Jugendlichen, die bei den Deutschen schnell im Verdacht stünden, gewalttätig zu sein, „mit Waffen in Clubs stürmen und, und ,ne Schlägerei beginnen.“ Sie beschreibt die eigenen Erfahrungen mit solcher Aggressivität und Gewalt, vor allem junger türkischer Männer und hat Verständnis für die Sorgen und Ängste der Deutschen, die sie zum Teil für gerechtfertigt hält. „Ich bin einfach total so (.) erschüttert immer darüber, wenn ich merke, wie türkische Männer einfach sich beweisen müssen. Am liebsten würde ich sie alle erwürgen. Ich hasse das so, wenn sie sich damit profilieren.“

Ende des eingefügten Teils aus dem zweiten Stimulus – weiter mit der Ersterzählung

2/24-2/37 – Generationenkluft zwischen Geschwistern

24

Und ehm, bei mir zu Hause . ich .

25 mittlerweile . also . in Bezug auf heute, weiß ich ganz genau, dass meine Eltern (.) das sehr an-

26 ders sehen, weil ehm (.) wir Geschwister auch sehr viel gekämpft haben in der Familie, weil wir

27 uns das einfach nicht gefallen lassen haben. Es gab einige Geschwister bei mir in der Familie, die
28 dann immer geschluckt haben, nichts gesagt haben. Die dann der Meinung waren, ach ich heira-
29 te sowieso und gehe und es . so sind meine Eltern, sie sind halt so groß geworden auf dem Land.
30 Und ehm ich kann ihre Einstellung nicht mehr ändern. Sie leben einfach so. Man kann mit 50,
31 60 Jahren von den Leuten nichts mehr erwarten. Das geht einfach nicht mehr. Und ehm meine
32 Schwester, mein Bruder und ich waren anderer Meinung und wir haben da auch ganz schön viel
33 verändert. Und ehm (.) und ich weiß, dass es heute anders is', aber ich weiß, dass, wie es früher
34 war. Und früher war, war das auf jeden Fall so, dass immer unterschieden wurde und, dass im-
35 mer der Mann halt besser behandelt wurde und der Mann immer was, das Sagen hatte und ehm
36 (.) ... Und zum Beispiel, wenn . , ich kann mich zum Beispiel auch erinnern, dass bei uns ehm
37 (.) ... II

In einer Reflexion vom Heute aus konstatiert Gülüzar inzwischen einen Wandlungsprozess der Eltern. Inzwischen haben die Eltern dazu gelernt und sehen das offenbar nicht mehr in gleicher Weise wie früher. Gülüzar führt diesen Wandlungsprozess in den Einstellungen auf die Auseinandersetzungen mit den Kindern zurück. Sie habe mit ihren Geschwistern viel „gekämpft in der Familie“, in dem die Kinder sich das „einfach nicht gefallen lassen haben.“ Deutlich wird aber auch, dass dieser Befund nicht für alle Geschwister gilt. Unter den Brüdern und Schwestern gab es sehr wohl Unterschiede in den Auseinandersetzungen mit den Eltern. Einige Geschwister haben „geschluckt“ und nichts gesagt. Sie beschreibt hier das Muster eher traditionell orientierter Geschwister: Diese registrieren zwar auch die kritikwürdigen Verhaltensweisen der Eltern, wehren sich aber nicht dagegen, sondern setzen auf die Ablösung von der Familie – allerdings erst nach vollzogener eigener Hochzeit.

Der Hinweis „Ich heirate sowieso“ steht hier für ein eher traditionelles Muster familiärer Ablöseprozesse in türkischen Familien. Danach findet ein Verselbständigungsprozess der Kinder nicht als sukzessiver Entwicklungsprozess der Herausbildung einer eigenen Ich-Identität in steigender Abgrenzung gegenüber dem Elternhaus statt, sondern als familiärer Statuswechsel nach der Gründung einer eigenen Familie. Erst mit der Heirat und damit der Gründung eines eigenen familiären Haushaltes endet demnach die elterliche Vormundschaft über die Kinder.

Gülüzar deutet hier die verschiedenen Facetten des sozialen Wandels in den Orientierungen zwischen den Geschwistern der eigenen Familie an: Eine Gruppe lehnt sich gegen die Zumutung elterlicher Fremdbestimmung auf und setzt sich mit ihnen auseinander; eine andere Gruppe beugt sich demgegenüber der Tradition und den elterlichen Erwartungen und Konventionen. Gülüzar beschreibt auch diese Geschwister implizit als bereits kritische Generation. Auch sie wissen um den ‚Anachronismus‘ der elterlichen Zumutungen, wählen aber gleichwohl einen Weg der Harmonie und des Konsens mit den Eltern. „Sie sind halt auf dem Land groß geworden“ – erscheint hier als Legitimations- und Deutungsmuster, dass die eigentlich überholten Einstellungen der Eltern rechtfertigt und plausibel macht. „Ich kann ihre Einstellung nicht mehr ändern.“ – macht deutlich, dass letztlich der Konsens zwischen den Generationen die höhere Norm gegenüber der individualisierten Selbstbestimmung des Heranwachsenden ist. Jugendlischer Nonkonformismus als Erfüllung der eigenen Wünsche und der individuell geplanten und verantworteten Lebensführung erscheint für diese Geschwister keine akzeptable oder gangbare Lösung. Eher stellen sie die eigenen potenziell abweichenden Konzepte zur Lebensführung zurück und warten auf den Zeitpunkt, zu dem auch in der traditionell orientierten Familie eine Ablösung der Kinder legitim und akzeptabel ist. Hier ist der Respekt vor dem Lebensstil der

Eltern und vor der Unabänderlichkeit ihrer Lebensvorstellungen und Konventionen die handlungsleitende Maxime.

Gülüzar präzisiert jetzt den nonkonformen Kreis innerhalb der Geschwistergemeinschaft. Gemeinsam mit einem Bruder und einer Schwester entwickeln die drei andere Vorstellungen („waren anderer Meinung“) und bemühen sich gegenüber den Eltern auch um Durchsetzung („haben auch ganz schön viel verändert“). In einer Ergebnisicherung des Segments konstatiert Gülüzar noch einmal den Erfolg dieses nonkonformen Geschwistertrios, betont aber noch einmal den langen Weg dieser Wandlungsprozesse in den Einstellungen und Handlungen der Eltern seit ihrer eigenen Kindheit („Ich weiß, dass, wie es früher war“, „...und der Mann immer was, das Sagen hatte.“).

2/37- 3/11 – Gewalt in der Familie - geschlechtsspezifisch

37 Es gibt Familien, in denen halt sehr oft geschlagen wird. Also sehr extrem.
38 Ähm, bei unserer Familie war das so, dass wenn ... Ich habe bemerkt, dass meine Schwester, die
39 war so die Erste, die so richtig gekämpft hat, die wirklich auch ihre Meinung gesagt hat, wenn
40 ma-... Und die hat Schläge bekommen. (.) Die hat so doller Schläge bekommen von meinem Va-
41 ter, dass, dass man . irgendwie ... Ich hatte so Panik einfach, weil ich irgendwie elf war oder so.
42 Und dachte so, was geht denn jetzt? Was ist denn jetzt los? Versteh ich nicht. Worum geht's, so?
43 Ich hab nur realisieren, reflektieren können. oh, ich hab, meine Augen haben nun gesehen, oh,
44 da wird jemand geschlagen. Wie, warum, was passiert jetzt gerade? Und ich bin dagegen, ich
45 will nicht, dass meine Schwester geschlagen wird. Und ehm (.) und das war teilweise ganz schön
46 heftig. Also, ich kann mich echt an eine, einige Schlägereien erinnern. Und . da weiß ich ganz
47 genau, wie (.) ... Also, ich hab auch sehr oft, wo meine Schwester dann ins Bad gegangen ist und
48 wirklich stundenlang geweint hat und irgendwie immer am Schlucken war und ehm (.) kaum re-
49 den konnte, weil sie einfach so fertig war. Und überall ihre Schminke lief und ich kann mich so
50 gut noch daran erinnern. Hat irgendwie extrem doll geheult. Und ... Aber ich verdanke ihr auch

1 teilweise mein Leben, weil sie diesen ersten Schritt gemacht hat und ich jetzt keine Schläge
2 bekomme. Ich hab zwar diese Auseinandersetzungen, aber ehm ich werd nicht geschlagen. Da
3 merkt man einfach, wie zum Beispiel ehm die Leute, also jetzt gerade speziell meine Geschwi-
4 ster, was bezweckt haben, also was ehm, ehm (.) bezwecken konnten bei meinen Eltern und
5 auch was verändert haben dadurch. Und ehm . aber ich setz mich ... Ich hab jetzt andere Kon-
6 flikte mit ihnen. Und das waren halt so ganz starke Erfahrungen, die ich gemacht habe. Diese
7 Unterscheidung zwischen Mann und Frau, wie ein Mann behandelt wurde und wie eine Frau.
8 Und auch, dass zum Beispiel mein Bruder kaum geschlagen wurde, sondern eher halt dann die
9 weibliche Person zu Hause äh, sprich meine Schwester. Und ähm (.), dann die Geschichte mit
10 meiner Oma. Das war echt so, da ging's los, da wusste ich, oh, ok, Männer werden anders be-
11 handelt als Frauen. (.) Und ehm (.) . ja.]]

Mit einer weiteren Episode erweitert Gülüzar ihre kritische Reflexion auf die Erziehungssituation und die Familienstrukturen in der eigenen Familie. Zunächst stellt sie eine angekündigte eigene Episode wiederum in den verallgemeinerten Kontext der kulturellen Konventionen von Familien, in denen geschlagen wird („also sehr extrem“). Sie erinnert sich an ein selbst erlebtes Beispiel innerhalb der eigenen Familie. Es betrifft ihre Schwester, offenbar eine ältere Schwester, da sie betont, dass diese die erste war, die „richtig gekämpft“ habe, um ihre Meinung sagen zu können. „Und die hat Schläge bekommen.“ Gülüzar ist 11 Jahre alt, als sie erleben muss, dass die Schwester „dolle Schläge“ vom Vater bekommt. Sie kann sich als Kind den Zusammenhang und die Gründe nicht erklären; gerät nur in Panik wegen der Schlägerei und weiß instinktiv, dass sie gegen solche Prügel ist. „Ich will nicht, dass meine Schwester geschlagen wird.“ Sie kann sich an eine, auch an mehrere solcher Situationen erin-

nern. Gülüzar gestaltet die Erinnerung an diese Episoden narrativ und szenisch aus. Sie hat vor Augen, wie die Schwester sich in diesen Situationen oft in das Bad zurückzieht und dort „stundenlang weint“, so dass sie kaum sprechen kann, „weil sie einfach fertig war.“ Die junge Frau beschreibt so eindringlich die Opfersituation der älteren Schwester. Die Bedeutung dieser Sequenz liegt in der Vorreiterposition, die der Schwester mit diesen Auseinandersetzungen und dieser Leidensgeschichte zukam. Gülüzar sagt, sie „verdanke ihr teilweise mein Leben.“ Das scheint eine etwas dramatisierende Formulierung und ist wohl weniger so existenziell gemeint, wie es sich anhört. Gülüzar meint wohl nicht das Leben, sondern den Lebensstil und die Freiheiten, die bereits die ältere Schwester erkämpft hatte, „weil sie den ersten Schritt gemacht hat.“ Die positive Konsequenz aus dieser familiären Auseinandersetzung zwischen den Generationen ist für Gülüzar, dass sie „jetzt keine Schläge bekomme.“ Indirekt macht Gülüzar damit darauf aufmerksam, dass auch sie noch die Auseinandersetzungen mit den Eltern führen muss. Immer noch gibt es also die Differenzen in den Einstellungen und Haltungen zwischen Eltern und Gülüzar – auch jetzt noch im Alter von 25 Jahren. Allerdings werden sie wohl nicht mehr in dieser exzessiven Unbarmherzigkeit geführt, die noch die Schläge der älteren Schwester begleitet hatten. In einer Ergebnissicherung resümiert Gülüzar denn auch noch einmal den erfolgreichen Wandlungsprozess, den die Geschwister durch ihren Trotz und ihre Unnachgiebigkeit bei den Eltern erreicht haben. Implizit ist dies denn auch eine Kritik an der anderen Geschwisterhälfte, die ja diesen Einstellungs- und Verhaltensänderung bei den Eltern für unmöglich gehalten hatten und deshalb auf die Auseinandersetzung mit der älteren Generation verzichteten. Sie betont, dass dies „starke Erfahrungen“ waren, die sie in diesen Auseinandersetzungen mit den Eltern gemacht hat und die sie wohl zentral geprägt haben. „Aber ich setz mich.“ – soll wohl sagen, ‚ich setz mich durch‘. Gülüzar verzichtet aber auf die Vervollständigung des Satzes und lässt statt dessen erkennen, dass die Auseinandersetzungen mit den Eltern auch für die junge erwachsene Frau im Alter von 25 Jahren noch keineswegs entschieden sind. Auch wenn sie heute keine Schläge mehr bekommt: „Ich habe jetzt andere Konflikte mit ihnen.“

In einer weiteren Ergebnissicherung stellt Gülüzar diese Episoden und thematischen Bezüge noch einmal in den Kontext des bisher übergreifenden Themas, das die bisherige Rekonstruktion ihrer Biographie strukturiert hat, nämlich die Frage des Geschlechterverhältnisses und der eigenen Rolle als Frau im Kontext dieser türkisch-alevitischen Familie. Allen Episoden und Erklärungsmustern waren eben dies bisher gemein: „Die Unterscheidung zwischen Mann und Frau, wie ein Mann behandelt wurde und wie ein Frau.“ Und diese ungleichen, hierarchische Ordnung zwischen den Geschlechtern galt eben nicht nur für die ungerechte Verteilung der Frühstückseier, sondern auch für die Schläge durch die Eltern. „Mein Bruder wurde kaum geschlagen, sondern eher dann die weibliche Person“ – vor allem die eigene Schwester. Gülüzar greift noch einmal das Schlüsselerlebnis mit der Oma auf dem Dorf auf und resümiert es jetzt explizit als Katharsis für den eigenen geschlechtersensiblen Identitätsbildungsprozess. „Das war echt so, da ging’s los, da wusste ich, oh, ok., Männer werden anders behandelt als Frauen.“

3/11-3/20 – Bildung in der Migrantenfamilie

11 Und was auch bei mir zum Beispiel, was ich bei mir
12 auch gemerkt habe war, dass ehm (.) gerade türkische Familien, in türkischen Familien ist es so,
13 dass ehm, wenn die Eltern ungebildet sind, ungebildet heißt ja nich jetzt doof oder so. Ungebil-
14 det, zum Beispiel, wenn sie die Sprache nicht sprechen können, wenn sie sich einfach nicht mit
15 deutschen Leuten auseinandersetzen können, wenn sie nich wissen wohin sie gehen, um Hilfe
16 sich zu holen, dass sie einfach sich nicht artikulieren können und einfach kein Deutsch verste-
17 hen, weil meine Eltern einfach hierher gekommen sind. Einfach, sag ich jetzt, aber sie sind hier-
18 her gekommen in den 70er Jahren. Mein Vater war zuerst da und dann wollte er eigentlich paar
19 Jahre arbeiten und dann wieder zurückgehen. Das war seine Grundidee. So wie auch in vielen
20 anderen Familien, denk ich mal.]]

Nach der Thematisierung der Geschlechterverhältnisse in der eigenen Familie bzw. in türkischen Familien wechselt Gülüzar jetzt den thematischen Fokus. In einer theoretischen Reflexion raisoniert sie über Bildung in türkischen Familien. Sie beschreibt diesen Befund als Ausdruck der eigenen biographischen Erfahrungen mit der eigenen Familie. Der Ausgangsbefund bleibt zunächst vage und implizit: „Wenn Eltern ungebildet sind.“ Gülüzar macht hier indirekt die eigenen Bildungsambitionen bzw. den eigenen Bildungsaufstieg zum Thema ihrer Reflexion. Es geht um die Bildungskluft zwischen den Generationen in türkischen Familien. Die junge Frau formuliert indirekt. Sie sagt nicht, meine Eltern sind ungebildet, sondern wählt einen allgemeinen theoretischen Satz: „Wenn Eltern ungebildet sind“. Der Bezug zur eigenen Situation ergibt sich aus der Erzählsegmentankündigung: „Was ich auch bei mir gemerkt habe war, dass ehm (.) gerade türkische Familien.“ – Gleichwohl: hier spricht die Angehörige der Zweiten Generation türkischer Migranten und konstatiert eine Bildungskluft gegenüber der ersten Generation ihrer Einwanderereltern.

Gülüzar geht es aber nicht darum, die eigenen Eltern als dumm und ungebildet zu verunglimpfen („ungebildet heißt ja jetzt nicht doof.“). Sie macht vielmehr auf die Bildungsdefizite, vor allem auf die Sprachdefizite aufmerksam, die es den türkischen Eltern in Deutschland erschweren, sich angemessen mit ihrer deutschen Lebenswelt auseinanderzusetzen und die Probleme in der Alltagswelt zu bewältigen (“sich nicht artikulieren können“).

Die junge Frau stellt diese Bildungsdefizite in den unmittelbaren Kontext der Migrationsgeschichte der eigenen Eltern. Die Bildungsdefizite resultieren für Gülüzar eben aus der unvorbereiteten Konfrontation mit einer ganz anderen Kultur im Gefolge des Migrationsprozesses. Gülüzar beschreibt die Migration eher als ungeplantes Wagnis, bei dem die Eltern, allen voran der Vater letztlich gar nicht wussten, worauf sie sich einlassen und was sie erwarten würden. Sie skizziert in knappen Strichen diesen Migrationsprozess der Familie. Der Vater kam zuerst und wollte letztlich nur ein paar Jahre arbeiten, Geld verdienen und dann wieder heimkehren in die Türkei. „Das war seine Grundidee.“ Gülüzar weist darauf hin, dass dieser ‚Heimkehrererwartung‘ nicht allein der Alltagsmythus ihres Vaters war, sondern wohl in vielen türkischen Familien in gleicher Weise existierte.

3/20-3/29 – Der Rückkehrermythos

20 Und dann war das aber dann so, dass irgendwie äh er
21 weiter hi- . hier arbeiten musste und deswegen er meine Mutter mit meinen drei anderen Ge-
22 schwistern hergeholt hat, geholt hat. Und ehm seitdem wohnen wir hier. Also, es is gar nicht mal
23 geplant gewesen, dass ehm, ehm, dass meine ehm Vater gesagt hat, ok, ich ... Das war schon
24 geplant, dass er dann sagt, ich komm erstmal hierher her, arbeite erstmal und ehm danach äh

25 fahr ich wieder zurück und leb da bei meiner Familie. Und dis war irgendwie dann alles unge-
26 plant, dass dann meine Mutter dann hierher kam und, dass, dass sie dachte zum Beispiel, dass
27 mein Vater noch zwei, drei Jahre arbeiten wird und dann wir wieder komplett mit der Familie
28 zurück ehm in die Türkei fliegen. Ehm, so war es aber nicht, wie man sieht, ich bin hier geboren.
29 Ehm (.)]]

Die Wirklichkeit sah in der Folge aber anders aus. Gülüzar kann sich diesen Wandel gegenüber den ursprünglichen Plänen des Vaters auch nicht so recht erklären. „Irgendwie“ musste er jedenfalls weiter in Deutschland arbeiten. In der Konsequenz holt der Vater dann die Mutter und die anderen drei Geschwister nach Deutschland nach. Gülüzar resümiert das Ergebnis: „Seitdem wohnen wir hier.“ Die Tochter beschreibt diesen Migrationsprozess gewissermaßen als Verlaufskurve, die so und mit diesen Konsequenzen letztlich gar nicht vom Vater geplant war. Seine ursprünglichen Pläne, befristeter Arbeitsaufenthalt und Rückkehr, waren vielmehr irgendwann obsolet und erzwangen so das Nachholen der Familie nach Deutschland. Auch der Mutter ist zunächst die Eigendynamik und die Konsequenz dieser Arbeitsmigration gar nicht recht bewusst. Auch sie geht noch in Deutschland davon aus, dass sie nach wenigen Jahren mit ihrem Mann und der ganzen Familie wieder in die Türkei zurückkehren wird. In ihrer Ergebnissicherung konstatiert Gülüzar nüchtern den Befund dieser familiären Illusion: „So war es aber nicht wie man sieht.“

3/29-3/40 - „Ich bin hier geboren“

29 und dadurch, dass sie auch aus der Türkei gekommen
30 sind, und viele andere Leute auch in den 70er, 60er, 70er Jahren ähm, is es halt sehr extrem, also
31 es is halt die alte Generation. Und in der alten Generation ist es extrem stark, dass ehm, dass sie
32 von ganz anderen Werten geprägt sind. Sie leben anders. Sie haben, ich meine, wenn ich jetzt
33 meine Eltern angucke, dann bewundere ich sie ganz ehrlich. Ich bewundere meine Eltern. Früher
34 war ich halt irgendwie so mit 20, war ich immer so reaktionär, nein, das find ich nicht in Ord-
35 nung, das müssen wir ändern und das find ich nicht gut. Ich mein, mit ... Ich bin heute immer
36 noch so, aber es hat sich irgendwie gelegt alles. Äh, ich sag ihnen meine Meinung, ich weiß wie
37 meine Eltern denken, wenn es ihnen nicht passt, ich geh trotzdem meinen Weg. So(.). Ich weiß,
38 es könnte auch irgendwie schief enden oder blöd enden. Ich meine, es gibt immer eine Lösung
39 (lacht), aber, ob sie jetzt positiv oder negativ is', weiß man nicht. Aber es gibt die auf jeden Fall.
40]]

„Ich bin hier geboren“ – Gülüzar nennt in diesem kurzen knappen Satz nicht nur ihren Geburtsort, sondern macht auch eine grundlegende Trennlinie zwischen sich und ihrer Familie deutlich. Die Migrationsgeschichte mit ihren strukturellen Eigenarten und ihren kulturellen und sozialen Folgeproblemen gilt so nicht für sie. Sie ist nicht in der Türkei geboren und auch nicht nach Deutschland emigriert.

Das bedeutet, dass Migrationsgeschichte mitten durch die Familie geht. Es sind lediglich drei Geschwister mit der Mutter aus der Türkei gekommen, die anderen drei sind bereits in Deutschland geboren worden. Es fällt auf, dass Gülüzar in bezug auf die familiären Generationenkonflikte nur von drei Geschwistern gesprochen hat, die diese „Kämpfe“ mit den Eltern ausgefochten hatten. Es liegt nahe zu vermuten, dass es womöglich die Geschwister aus der Türkei sind, die eher im Konsens mit den elterlichen Erwartungen leben und folglich auf Auseinandersetzungen verzichteten.

Gülüzar geht auf diese mögliche Implikation nicht ein, stellt aber gleichwohl den kulturell bedingten Generationenkonflikt durchaus in den Kontext des Migrationsprozesses. Diejenigen, die in den 60er und 70er Jahren aus der Türkei gekommen sind, seien „halt sehr extrem, also es is halt die alte Generation.“

Die „alte Generation“ sei eben von „ganz anderen Werten geprägt“ und „leben anders“. Diesen Eindruck einer schroffen Generationenkluft, den Gülüzar hier durch ihr markantes Generationenurteil und die scharfe Differenz nahe legt, sucht die junge Frau im weiteren aber etwas zu relativieren und zu beschwichtigen. „Ich bewundere meine Eltern“, „ganz ehrlich“. Zugleich macht sie aber auch deutlich, dass es sich dabei um ein inzwischen durchs Erwachsenwerden gereiftes Urteil handelt, das die junge Frau wohl keineswegs immer so formuliert hätte. „Früher war ich halt (...) immer so reaktionär.“ Sie musste dann immer ihre Kritik formulieren und auch nach Möglichkeit durchsetzen. Gülüzar beeilt sich allerdings schnell zu betonen, dass sie letztlich immer noch so sei („Ich bin heute immer noch so.“). Lediglich das Werturteil in Bezug auf die eigenen Eltern und ihre Kultur sei nachsichtiger und gnädiger geworden, nicht aber die Rücksichtnahme auf die Erwartungen und Konventionen der Eltern. „Ich geh trotzdem meinen Weg. So..“ Im Unterschied zu den eigenen konservativeren Geschwistern betont die junge Frau hier das Selbstbehauptungsmuster einer jungen Frau, die ungeachtet der familiären und elterlichen Auseinandersetzungen eine eigene biographische Lebensführung entwirft und dieser auch folgt – unbeschadet der kulturellen Traditionen und normativen Erwartungen ihres türkisch-alevitischen Herkunftsmilieus.

In einer resümierenden Erzählkoda reflektiert Gülüzar die möglichen Folgen ihres individualisierenden Selbstbehauptungsmusters. Die Bedeutung dieser Passage bleibt aber etwas unscharf und ambivalent. „Schief enden oder blöd enden“ – das kann sich zum einen auf die Risiken einer selbst verantworteten Lebensführung beziehen, bei der man eben auch scheitern kann mit den eigenen biographischen Lebensentwürfen. Zum anderen könnte diese etwas kryptische Formulierung auch eine mögliche negative Reaktion der noch eher traditionellen Eltern antizipieren, angesichts der Uneinsichtigkeit und der Eigenwilligkeit ihrer nonkonformen Tochter. „Es gibt immer eine Lösung“, ob „positiv“ oder ob „negativ“ – das kann den Erfolg der eigenen Lebensplanung beschreiben oder aber deren Scheitern; es kann sich aber auch darauf beziehen, dass die Eltern sich sowohl mit diesem emanzipierten Lebensstil ihrer erwachsenen Tochter arrangieren und ihn akzeptieren könnten, wie auch die Option, dass sie irgendwann intervenieren und die Tochter ob ihrer eigenwilligen Lebensführung sanktionieren. Für die letztere Lesart spricht die Betonung der fortgesetzten Differenz zwischen Tochter und Eltern: „Ich weiß wie meine Eltern denken, wenn es ihnen nicht passt“

3/40-4/22 – Traditionen, Konflikte und Wandel

40 Und ehm (.) genau, und die ehm ... Bei meinen Eltern ist es halt so, dass sie, zum
41 Beispiel – wie lange ist es jetzt her? – 70, 80; 30, 35 Jahre (.) sagen wir mal. Und davor jetz' auf
42 dem Dorf haben die getrennt gegessen. Die haben Frauen in einem Raum gegessen, Männer in
43 einem Raum gegessen. Frauen durften, zum Beispiel nur verschleiert (.) in den Raum kommen
44 und den Männern Essen bringen und zwanzig Jahre davor war es so, dass Frauen den Männern
45 gar nicht Essen servieren durften, sondern, dass Männer gesagt haben ehm, Frauen dürfen gar
46 nicht unser Raum betreten, das heißt wir Frauen stellen das Essen vor die Tür und die gehen
47 dann raus und holen das Essen rein, damit gar keine Frau den Raum betritt. Ehm (.) und dann in
48 der Generation von meiner Mutter war es dann so, dass dann meine Mutter schon Essen servie-
49 ren durfte, aber, ne? Und ehm schon ehm unter Kontrolle alles und äh wie eine Frau sich auch zu
50 verhalten hat und einfach das Essen rein bringen und dann einfach wieder raus ohne irgendwel

1 che Fragen zu stellen oder, schmeckt es, brauchen sie noch was? So. Ehm und deswegen, jetzt in
2 Bezug auf heute, finde ich das schon extrem toll von meinen Eltern, wie sehr (.), angepasst hört

3 sich jetzt vielleicht jetzt ein bisschen doof an, aber schon teilweise integriert haben, weil ich
4 auch selber merke, dass, dass sie damals anders gelebt haben als heute. Und deswegen bin ich
5 eigentlich meinen Eltern sehr dankbar, weil ehm sie schlagen mich nicht, sie bestrafen mich
6 nicht, sie ... Was ich an meinen Eltern hasse, ist dieser psychologische Druck, so, den sie bei
7 mir ausüben. Den hasse ich eigentlich. Also, mir ist es echt lieber, wenn sie mich schlagen als
8 diesen Druck auszuüben. Ganz ehrlich, weil dieser psychologischer Druck, der kann dich ein-
9 fach nur fertig machen. Das is' ... Ich glaub, so was gibt es ganz viel in türkischen Familien,
10 dass, dass die dann irgendwann mal denken, ok, wir schlagen unsere Kinder nicht mehr, weil wir
11 das nicht gut finden, mittlerweile, weil sie daraus nicht lernen. Aber üben trotzdem diesen Druck
12 aus. Und dieser Druck ist eigentlich grausamer als dann ehm geschlagen zu werden. (.) Und ehm
13 ich kann diesen psychologischen Druck gar nicht erklären, der passiert dann einfach und in die-
14 ser Situation selbst erkennt man diesen psychologischen Druck, weil man extrem aggressiv rea-
15 giert, aggressiv wird und anfängt zu schreien, lauter zu werden und den anderen zu beleidigen
16 und dann flieg'n, fliegen mal 'nen paar Teller oder so und dann ehm, ja, Türen zuschlagen und
17 dann eh nach zwei Minuten ist alles wieder in Ordnung, aber man kann sich einfach nicht hin-
18 setzen und dann darüber reden. Also, weil man sich gegenseitig irgendwie versucht (.) zu be-
19 kämpfen, würde ich eher sagen. Wirklich, es ist nicht so, dass man hier am Tisch sitzt und ver-
20 sucht nach einer Lösung zu . finden, wie es halt in den deutsch Familien (lacht) vielleicht teil-
21 weise so ist. Aber ehm ja, irgendwie gar nicht nach einer Lösung suchen, sondern eher (.) gleich
22 ehm attackieren und ja warum? Und ...]]

Nach der neuerlichen Betonung des kulturellen Generationenkonflikts zwischen Eltern und Tochter liefert Gülüzar eine weitere Hintergrundinformation über den türkisch-kulturellen Kontext ihres familiären, elterlichen Herkunftsmilieus. Sie beschreibt die kulturellen und geschlechtsspezifischen Traditionen in dem elterlichen Dorf in der Türkei zum Zeitpunkt der Migration der Eltern – also vor ca. 30-35 Jahren. Im Mittelpunkt der Sequenz steht wiederum die hierarchische und patriarchale Geschlechterordnung. Die öffentlichen Räume waren zu dieser Zeit noch weitgehend durch Geschlechtersegregation gekennzeichnet. Männer und Frauen aßen in unterschiedlichen Räumen getrennt voneinander. Frauen durften nur verschleiert den Männern essen bringen. Gülüzar macht auf den kulturellen Wandel aufmerksam, der selbst diese traditionale bäuerlich-ländliche Sozialordnung durchdrungen hatte. Noch 20 Jahre früher sei es Frauen nicht mal erlaubt gewesen, fremde Männer zu bedienen. Das Essen wurde vor die Tür gestellt und musste von Männern dort abgeholt werden. Gülüzar bezieht diese Reflexion auf die eigene Mutter, die offenbar die Quelle für diese Erzählung ist. Der Generation ihrer Mutter war bereits das Betreten der Männerräume erlaubt, allerdings nur unter der Auflage strikter sozialer Regeln und sozialer Kontrolle, die detailliert den Verhaltenskodex der Frauen regulierte – „ohne irgendwelche Fragen zu stellen oder schmeckt es, brauchen sie noch was?“

Gülüzar wählt diese Hintergrunderzählung aus der Geschichte und Kultur der eigenen Eltern, um den gravierenden Wandlungsprozess ihres Vaters und ihrer Mutter deutlich zu machen und zu würdigen – ungeachtet der nach wie vor geltenden Differenzen und des andauernden Generationenkonflikts. Die junge Frau beschreibt das als erfolgreichen Anpassungsprozess der Eltern an die Kultur und Konventionen der Aufnahmegesellschaft; hinterfragt aber dann den Terminus Anpassung und entscheidet sich für eine „teilweise“ gelungene Integration. Vor dem Hintergrund der traditionellen Lebensweise in der Türkei erscheint Gülüzar die Lebensführung und die Erwartungen der Eltern schon als Fortschritt, für den sie ihnen „sehr dankbar“ sei, weil „sie schlagen mich nicht, sie bestrafen mich nicht.“

Diese um Harmonie und Konsens bemühte Würdigung der eigenen Eltern wird allerdings von Gülüzar sofort wieder konterkariert. Zwar erfährt sie keine körperliche

Züchtigung mehr von ihren Eltern, allerdings beklagt sie den „psychologischen Druck“, den die Eltern ausüben und den Gülüzar hasst. Sie bekennt, letztlich sei ihr körperliche Schläge „echt lieber“ als solche psychologischer Druck – „der kann Dich einfach nur fertig machen.“

In einer verallgemeinernden Reflexion vermutet sie, dass eine ähnliche Situation „ganz viel in türkischen Familien“ vorkomme. Die türkischen Eltern hätten zwar vielfach inzwischen die Ächtung körperlicher Schläge in Deutschland internalisiert, reagierten aber mit psychologischem Druck auf die Erziehungs- und Generationenkonflikte mit ihren Kindern. „Und dieser Druck ist eigentlich grausamer als dann ehm geschlagen zu werden.“

Gülüzar versucht den Charakter und die Erscheinungsformen dieses psychologischen Drucks in Konfliktsituationen zu beschreiben, ist allerdings etwas ratlos angesichts der diffusen Struktur. „Ich kann diesen psychologischen Druck gar nicht erklären, der passiert dann einfach.“ Sie skizziert eine Eskalationsspirale sich wechselseitig hochschaukelnder Konflikte innerhalb der Familie, bei der die Fetzen fliegen, Porzellan zerschlagen und Türen geknallt werden. Als zentrales Problem dieser Konfliktsstruktur nennt sie die Unfähigkeit zu einer kommunikativen Problemlösung. Es fehle eine Kommunikationskultur der Familienmitglieder, bei der sich die Familienmitglieder um Verständigung und Problemlösung bemühten. Gülüzar zieht hier explizit den Vergleich zu deutschen Familien, bei denen – zumindest „teilweise“ – eine solche verständigungsorientierte Konfliktlösungskultur eher existiere. In der eigenen Familie suche man demgegenüber „nicht nach einer Lösung“, sondern „attackiere“ den anderen.

4/22 – 5/29 – Disko ist was für Schlampen

22 Früher war es bei mir, zum Beispiel
23 so, dass ehm meine Eltern total dagegen waren, dass ich spät nach Hause kam. Äh, sie haben
24 immer gesagt, um zehn spätestens bist du zu Hause. Und dann hab ich gesagt, wie bitte? Um
25 zehn beginnt erst überhaupt irgendwas so. Wieso soll ich um zehn zu Hause sein? Und das ging
26 dann halt irgendwie hatte ich das Gefühl, es ist ihnen egal ehm, was ich denke, es ist ihnen egal,
27 wie viel ich trinke, was sie denken. Ehm Hauptsache und das sage ich dir, dass ist so wichtig
28 dieser Satz, hauptsache die Verwandten sehen das nicht. Hauptsache, die Verwandten sehen das
29 nicht. Das ist so wichtig. Hauptsache, der Nachbar sieht dich nicht, wie du um zwei Uhr, drei
30 Uhr gekommen bist, weil dann bist du eine Schlampe. Dann bist du schlimm, dann warst du
31 wahrscheinlich mit Männern saufen, dann hast du das gemacht, dann warst du in einer Disco.
32 Was machst du um zwei Uhr nachts draußen? Aha, Disco. Disco is' für Schlampen. Was ma-
33 chen, was machst du da? Da darfst du gar nicht hin. So, um zwei Uhr, drei Uhr is schon Sense.
34 So. Das so'ne Zeit, wo man sich tausend Sachen interpretieren kann, obwohl man gar nicht weiß
35 woher du kommst. Ich bin zum Beispiel Kellnerin. Ich mach manchmal um zwei Uhr den Laden
36 zu. Und dann bin ich um drei zu Hause, ja. Die Leute sehen mich aus dem Fenster, gucken und
37 bilden sich irgendwas ein und sagen, ahmmhmm, wir wussten doch sowieso, guck mal wie sie
38 angezogen ist, so alternativ. Wir wissen doch sowieso, wie sie enden wird. Sie sieht aus wie 'ne
39 Deutsche und so äh tut hier irgendwie auf voll gebildet und so und dabei ist sie gar nichts und
40 hat bestimmt schon 'nen deutschen Freund und äh. (.) Die is bestimmt keine Jungfrau mehr.
41 Dann kommen immer so neue Sachen und das ist genau dieser psychologische Druck, weil dann
42 die Leute sich alle aus dem Haus treffen (.) und die sind alle so alt wie meine Mutter. Und meine
43 Mutter wünscht sich auch so Freundinnen einfach, weil sie einfach immer alleine is', oder Ver-
44 wandte, die dann sie auch besuchen kommen. Aber einfach Freunde aus dem Haus und, wenn
45 sie zum Beispiel zusammen mal im Garten sitzen, dann fängt die eine an und sagt so: „Ich hab
46 deine Tochter um drei Uhr ähm nach Hause kommen sehen. Was macht die denn eigentlich um
47 diese Uhrzeit draußen?“ (.) So, meine Mutter ...also, ich mittlerweile bin schon sehr selbstbe-
48 wusst, wenn jemand zu mir kommt und sagt, ich hab deine Tochter gesehen, dann würde ich ihr

49 meinen Mittelfinger zeigen und sagen, leckt mich, Alter. So, geh. So, äh. Was willst du von mir?
 50 Was geht dich das an, was meine Tochter macht? Dass ich einfach die Kraft habe, das zu äußern

1 und hinter meiner Tochter zu stehen.
 2 I.: Hmm.
 3 G.: Und meine Mutter hat aber diese Kraft nicht. Sie traut sich einfach nicht, den Leuten ihre Mei-
 4 nung zu sagen. Und das ist halt sehr schwer, weil es einfach viele Generationen, also die ältere
 5 Generation, das einfach nicht kann. Deswegen auch immer sie den Jungs Druck ausüben, heirate
 6 mal endlich. Äh die Verwandten lästern schon. Ach, du bist schon so lange zu Hause und du
 7 kommst nich' aus äh, aus der Wohnung hier raus. Und du kannst nicht eine Familie gründen
 8 oder zu der Frau oder jetzt zu der Tochter: „Heirate du mal, oder mach irgendwas.“ Und die
 9 Leute reden schon: „Vielleicht bist du keine Jungfrau mehr. Deswegen nimmt dich auch kein
 10 Mann mehr, weil du bist ja schon 25.“, nach dem Motto. Oder schon 30, wieso? Dann fangen die
 11 an wirklich zu spekulieren, wenn du 30 bist, zum Beispiel, bist Student oder so. Du willst
 12 erstmal studieren und dann willst du heiraten und außerdem, warum muss man heiraten? Warum
 13 sollte man heiraten, wenn man nicht heiraten will? Und genau das ist der Punkt, dass man immer
 14 alles tut was . , weil andere das von dir erwarten, weil andere sagen, ok, du bist jetzt alt genug,
 15 um zu heiraten. Weil andere dir sagen, du bist jetzt alt genug, um eine Ausbildung anzufangen.
 16 Du bist jetzt alt genug eh auszuziehen und eine Familie zu gründen und ein Baby zu machen und
 17 so. (...) Also, ich mein, ich fühl mich selber wie ein Kind noch. Ich bin überhaupt nicht bereit zu
 18 heiraten und ich will auch gar nicht heiraten und ich merke, zum Beispiel kommen ganz viele
 19 Leute zu uns zu Besuch, dann sagen sie, du bist hier jetzt schon 24. Wann hast` denn eigentlich
 20 vor zu heiraten? (.) Und dann gibt es so ein Sprichwort im Türkischen, es ist so was Ähnliches
 21 wie: (.), Du bist zu Hause sesshaft sesshaft geworden. Also, du bist sitzend geworden und wenn
 22 man so was sagt ... Ich persönlich nehme das sehr ernst. Meine Schwester sagt, lacht darüber
 23 einfach so und das bedeutet ähm, wenn man (.) sagt, du bist sesshaft geworden, dass ähm dich
 24 kein Mann nimmt, dass du einfach aus der Wohnung von deinen Eltern nicht raus kommst, weil
 25 dich kein Mann nimmt. Warum nimmt dich kein Mann? So, was hast du getan? (.) Dass du
 26 gleich befleckt bist, weißt du, und nicht irgendwie `nen anderer, sondern du wirst befleckt in
 27 diesem Augenblick. Und das ist schon ähm ...Also meine Cousine sagt zum Beispiel, ach lach
 28 doch darüber. Eh, ich sag dann einfach so, ich will nicht heiraten.]]

In einer retrospektiven Episode aus ihrer Jugendzeit über die Geltung von Altersnormen veranschaulicht Gülüzar ihre Charakterisierung der familiären Konfliktkultur und damit letztlich auch des familiären Erziehungs- und Beziehungsverhältnisses. Es geht um die Durchsetzung von Ausgehzeiten. Gülüzar durfte nicht spät abends nach Hause kommen. 22 Uhr als Maximum war das elterliche Gebot. Gülüzar versucht eine Auseinandersetzung mit den Eltern über diese Norm und verlangt nach einer Begründung. „Wieso soll ich um zehn zu Hause sein?“ Die Eltern bemühen sich aber nicht um eine Begründung ihrer Anordnung – zumindest keine, die sich auf Bedürfnisse, die Interessen oder auch auf die Entwicklung oder Probleme des Mädchens beziehen. Begründet werden die Ausgehverbote vielmehr mit dem Ruf und der Ehre der Familie im Kontext ihres Herkunftsmilieus – „Hauptsache, die Verwandten sehen das nicht“ – „Hauptsache, die Nachbarn sehen das nicht.“ Gülüzar betont gegenüber der Interviewerin explizit die Bedeutung dieser Aussage: „...das sage ich Dir, das ist so wichtig dieser Satz“.

Gülüzar beschreibt mit diesem Konflikt und seinem Begründungszusammenhang einen Generationen- und Kulturkonflikt zwischen Eltern und Tochter über die Geltung und Begründung pädagogischer Erwartungen und sozialer Normen. Die Eltern machen hier die Geltung einer eher traditionellen Sozialen Kontrolle im eigenen Herkunftsmilieu zur obersten Maxime ihrer Erziehungsansprüche und sozialen Erwartungen gegenüber der Tochter. Also nicht die elterliche Sorge um den Entwicklungsprozess, das individuelle Wohl unter Berücksichtigung der individuellen Bedürfnisse

und die Selbstverantwortung der Heranwachsenden steht hier für die Eltern im Mittelpunkt des Disputs, sondern die Antizipation einer möglichen negativen Sanktionierung im sozialen Umfeld der Verwandtschaft und der Nachbarn. Gülüzar thematisiert hier implizit die soziale Struktur des orientalischen Ehrkonzepts als orientierungsleitendem Rahmen der elterlichen Erziehung und ihrer Erziehungsmaximen. Die eigene elterliche Verantwortung und Fürsorge bleibt stets eingeklammert in den übergeordneten Rahmen der sozialen Kontrolle des ethnisch-kulturellen Milieus. Es sind dessen Normen und Konventionen, die es gegenüber den Kindern durchzusetzen gilt. Und deren Geltung und Geltungsbegründung ergibt sich letztlich aus der Sorge um Erhaltung der Familienehre. Familienehre lässt sich als unverbrüchlicher Konsens mit den ungeschriebenen aber wirkungsmächtigen sozialen Erwartungen und kulturellen Traditionen des eigenen ethnischen Migrantenumilieus beschreiben. Ihre Erhaltung sichert die soziale Integration und soziale Anerkennung im Sozialraum des Herkunftsumilieus.

Für Gülüzar ist dieses Begründungsmuster inakzeptabel. Ihr erscheint der Rückzug auf das Relevanzsystem eines diffusen sozialen Nahraums in Nachbarschaft und Verwandtschaft ein Affront gegenüber der Individualität und der persönlichen Würde der heranwachsenden Tochter. Der Generationenkonflikt zwischen Eltern und Tochter lässt sich somit auch als kultureller Konflikt zwischen zwei unterschiedlichen Modi sozialer Kontrolle bzw. unterschiedlichen Konzepten elterlicher Sorge beschreiben.

Gülüzar orientiert sich eher an einem individualisierten und diskursiven Modell der Eltern-Kind-Beziehung, in der die erzieherischen Ansprüche und Erwartungen vor allem am Leitbild eines sich sukzessive entwickelnden selbstverantwortlichen, vernünftigen Subjekts orientieren. Die elterliche Sorge und damit das Recht der elterlichen Fremdbestimmung – etwa im Rahmen von elterlichen Geboten und Verboten – legitimiert sich hier aus der verantwortungsvollen Sorge um die Sicherung und Entfaltung der jugendlichen Persönlichkeit und ihrer Entwicklungsprozesse. Soziale Normen, die etwa als Antizipation gesellschaftlicher Erwartungen oder Konventionen Geltung beanspruchen, müssen entsprechend immer diskursiv begründbar und hinterfragbar sein. Soziale Kontrolle wird in diesem Modell des familiären Verhandlungshaushaltes vor allem wirksam als Internalisierung entwicklungsrelevanten Wissens (z.B. über Gesundheit und Gefahren) sowie als Internalisierung eines eigenverantwortlichen Selbstkontrollinstanz, die mit dem Aufbau einer vertrauensvollen und kommunikativen Beziehung im Eltern-Kind-Beziehung korrespondiert.

Die Eltern orientieren sich demgegenüber eher am – älteren – Konzept eines Befehlshaushaltes, in dem die ältere Generation den Kindern verbindliche und letztlich unhinterfragbare Normen und Regeln vorgibt. Die Geltung dieser Normen ergeben sich aus den sozialen Erwartungen, die über das Ehr-Konzept und die kulturellen Traditionen im kulturellen Herkunftsumilieu reproduziert und gesichert werden. Auch für die Eltern sind diese Normen und Konventionen letztlich nicht verhandelbar und veränderlich. Die Sicherung des sozialen, kulturellen und normativen Ordnungsrahmens, in den die Familie und ihre Mitglieder eingebettet ist, hat letztlich Vorrang vor den Bedürfnissen und Ansprüchen des einzelnen Individuums. Die Internalisierung sozialer Normen und Verhaltenserwartung ist dabei immer schon eingeklammert durch die stets latente Drohung einer externen sozialen Kontrolle und damit der potenziellen Sanktionierung im Umfeld des Herkunftsumilieus. Der Status dieser sozia-

len Kontrolle ist dabei durch ein hohes Maß an Definitionsmacht innerhalb des sozialen Milieus gekennzeichnet. Entsprechend gilt es, bereits die öffentliche Thematisierung eines möglichen Ehr-Verstoßes als Verdacht antizipierend zu verhindern.

Für Gülüzar ist dieses traditionale Muster sozialer Kontrolle und kollektiver kultureller Konventionen als orientierungsleitende Maxime ihrer persönlichen Entwicklung unannehmbar. „Hauptsache, der Nachbar sieht dich nicht, wie Du um zwei Uhr, drei Uhr gekommen bist.“ Sie beschreibt diesen Kontext einer milieuspezifischen externen sozialen Kontrolle als kulturelles Korsett einer kollektiven Fremdbestimmung. „Disco ist für Schlampen.“ Gülüzar wehrt sich gegen diese überbordende Verdachts- und Kontrollstruktur, die ihr als handlungsleitender normativer Rahmen von den Eltern auferlegt wird. Dabei kritisiert sie insbesondere die unkontrollierbare, inflationär mäandierende Definitionsmacht und Deutungshoheit, die hier dem sozialen Umfeld eingeräumt wird. Alle Handlungsmuster stehen in dieser Verdachtskultur immer schon symbolisch für weitergehende Verdächtigungen. Die späte Heimkehr ist immer auch schon ein Indikator für einen unmoralischen Lebenswandel, potenziell für den Verlust von Moral und Ehre.

In einem fiktiven Monolog antizipiert Gülüzar die möglichen Stereotype ihrer Nachbarn, die sie spät nachts nach Hause kommen sehen. Auffällig ist, dass sich hier Alternormen, klassenspezifische und kulturell-ethnische Stereotypisierungen mischen. Gülüzar beschreibt nicht nur die hypothetischen Verdächtigungen eines Nachbarn, der die junge Frau nachts um drei von ihrem Job als Kellnerin nach Hause kommen sieht. Sie bettet dieses Szenario auch in die Stereotype gegenüber einer jungen Frau, die nicht mehr selbstverständlich als verlässliche Angehörige des eigenen kulturellen und ethnischen Herkunftsmilieus akzeptiert wird.

Gülüzar reflektiert in dieser Konfliktsequenz mit den Eltern und den antizipierten sozialen Kontrolle der Nachbarschaft nicht nur die normativen Zwänge eines eher konservativ-traditionalen türkischen Migrantenumilieus. Es geht im Kern auch um den Verdacht gegenüber einer ethnisch Abtrünnigen und Außenseiterin. Nicht nur die Ausgehzeiten erweisen sich als Problem zwischen den Generationen, sondern auch der Bildungsaufstieg der jungen Frau, ihre Orientierung an der deutschen Mehrheitskultur, ihr ästhetischer Habitus, der sich eher an einem westlich freizeitkulturell-alternativen Stil orientiert, als an ästhetischen Standards des türkischen Herkunftsmilieus. „Sie sieht aus wie ne Deutsche und äh tut hier irgendwie auf voll gebildet.“ Diese antizipierten Verdächtigungen kumulieren in dem Stereotyp über den Verlust der eigenen Jungfräulichkeit sowie die Spekulation über einen möglichen deutschen Freund.

Gülüzar beschreibt eben dieses Szenario als Ausdruck eines psychologischen Drucks, dem sie sich in der Familie und im Herkunftsmilieu ausgesetzt fühlt. Sie beschreibt im weiteren, wie sich diese soziale Kontrollstruktur real im Haus manifestiert: über die Nachbarschafts- und Freundinnentreffen, an denen ihre Mutter teilnimmt. Sie bilden gewissermaßen den Sozialraum für Tratsch und Klatsch und lassen so die soziale Kontrollstruktur erst innerhalb der Familie wirksam werden. Zum Problem wird diese soziale Ordnung für Gülüzar, da sich die Mutter diesem normativen Druck kaum entziehen könne. Für sich selbst behauptet Gülüzar eine kritische und selbstbewusste Distanz gegenüber den sozialen Erwartungen des Milieus („Ich würde ihr meinen Mittelfinger zeigen und sagen, leckt mich, Alter“), allerdings gelte das nicht für ihre Mutter („Meine Mutter hat aber diese Kraft nicht.“). Einmal mehr er-

fährt die elterliche – hier die mütterliche Erziehung und Fürsorge – eine deutliche Kritik durch die junge Frau. Auch hier gilt der Vorwurf, dass die Mutter zugunsten der Konformität gegenüber den Nachbarn, Verwandten und den sozialen Erwartungen des Milieus die Interessen und Bedürfnisse der eigenen Tochter ignorieren und missachten.

Dabei geht der soziale Druck aus dem Herkunftsmilieu über die Kontrolle des alltäglichen Verhaltens der jungen Frau noch hinaus. Er richtet sich auch auf biographisch relevante Dimensionen der eigenen Lebensplanung, etwa indem die Verwandten lästern, dass die junge erwachsene Frau immer noch zu Hause lebt und noch nicht verheiratet ist. Diese Erwartung an ein standardisiertes Lebenslaufmodell wird zugleich mit Verdächtigungen und Spekulationen über den moralischen Lebenswandel der jungen Frau verbunden: „Vielleicht bist Du keine Jungfrau mehr? Deswegen nimmt Dich auch kein Mann mehr, weil Du bist ja schon 25.“ Gülüzar beschreibt so ein dichtes Netz sozialer Kontrolle und sozialer Erwartungen, mit denen sie im familiären Umfeld regelmäßig konfrontiert ist und die sich eben nicht nur auf den unverbindlichen Klatsch und Tratsch von Nachbarn und Verwandten beziehen, sondern einen verbindlichen und nachhaltigen Druck auf die junge Frau ausübt („Genau das ist der Punkt, dass man immer alles tut, was, weil andere das von Dir erwarten.“) der immer auch mit dem sozialen Ansehen der Familie insgesamt verbunden ist. Die junge Frau lässt sich gleichwohl davon nicht beirren und steht dem traditionellen Muster einer familialen Lebensführung, vor allem als verbindliche kollektive Erwartung, eher kritisch und ablehnend gegenüber. „Warum sollte man heiraten, wenn man nicht heiraten will?“

Sie hält sich selber noch für zu jung, „Ich fühl mich selber wie ein Kind noch“, und ist deshalb noch gar nicht bereit zu heiraten. Allerdings bleiben die sozialen Erwartungen und der soziale Druck der Bekannten, Nachbarn und Verwandten auch nicht ohne Eindruck. Der Vorwurf, sie sei wohl schon ‚zu Hause sesshaft‘ geworden – wie ein türkisches Sprichwort formuliert – trifft die junge Frau dann doch. „Ich persönlich nehme das sehr ernst.“ Gülüzar deutet an, dass ihre Schwester und auch Freunde das lockerer sehen können und ihr raten „lach doch darüber“. Für die junge Frau gestaltet sich der Umgang mit den Erwartungen, Verdächtigungen und den Lästerereien aber als schwieriger. Sie nagen an ihrem Selbstwertgefühl und ihrem Selbstkonzept. Die Unterstellung, ihr Singledasein sei vielleicht doch Ausdruck ihrer mangelnden Attraktivität für Männer oder gar Ausdruck für einen unsittlichen, liederlichen, unmoralischen Lebenswandel kann Gülüzar nicht so ohne weiteres ignorieren. „Es gibt Leute, die selbstbewusster sind und einfach mit Humor daran gehen. Ich bin eher der Mensch, der sehr immer ernst ist.“ Für Gülüzar bleiben die Verdächtigungen und die latenten oder manifesten Unterstellungen immer auch ein Indiz den sozialen Zwang zur Konformität in ihrer Herkunftskultur. Vor diesem Hintergrund erscheinen ihr auch die Lästerungen als Indiz der zugrunde liegenden Sozialordnung in der Familie. Gülüzar besteht angesichts dieser sozialen Kontrolle im Umfeld denn auch darauf, die Sache ernst als spaßig zu nehmen: „Ich will nicht heiraten.“

Allerdings macht Gülüzar auch deutlich, dass die Selbstzweifel über den eigenen künftigen Lebensweg und die mögliche familiäre Lebensform, die sie möchte, nicht allein dem sozialen Umfeld geschuldet sind. Sie sind auch Ausdruck ihrer eigenen Identitätssuche und der Suche nach einem tragfähigen Selbstkonzept im Spannungsfeld zwischen deutscher Kultur und türkischem Migrantenumfeld. In einer ausgepräg-

ten autobiographischen Selbstthematization reflektiert sie die eigene kulturelle Identität zwischen Türken und Deutschen.

5/29 – 6/23 – Kulturelle Identität

29 Es gibt Leute, die
30 selbstbewusster sind und einfach mit Humor daran gehen. Ich bin eher der Mensch, der sehr
31 immer ernst ist. Der (.) das auch auf sich ... also, an mich nehme und darüber mir Gedanken
32 mache, weil ich ganz genau weiß, dass ich immer mich mit diesen Sachen auseinandergesetzt
33 habe. Ich hab nämlich überlegt: Will ich überhaupt einen Türken heiraten? Will ich überhaupt
34 einen Deutschen heiraten. Wie integriert bin ich in das eben hier? Leb ich zwischen zwei Wel-
35 ten, leb ich zwischen drei Welten? Äh, wie ist es eigentlich, wenn ich, zum Beispiel äh bei mei-
36 nen Eltern bin, bin ich (.) ganz normal. Wenn ich draußen bin (.), bin ich auch ganz normal, aber
37 es sind trotzdem ... Also, mit normal mein ich, ich bin ich. Und es gibt Leute, die sich verstell-
38 len, zum Beispiel Frauen mit Kopftüchern, die dann zu Hause ganz brav sind und immer dienen
39 und alles machen. Und wenn sie aber aus der Wohnung rausgehen, ihr Kopftuch gleich abneh-
40 men und irgendwie überkrass geschminkt irgendwo links herum alles Mögliche machen. Und,
41 und zu Hause sagen, ja, ich geh zu meiner Cousine. Aber gehen überhaupt nicht zu der Cousine,
42 sondern machen irgendwelche anderen Sachen, die ich jetzt auch nicht erzählen will, weil es
43 geht ja mehr um mich. Und ähm (.) und dis find ich halt krass, weil bei mir ist es überhaupt nicht
44 so. Ich bin draußen so wie ich zu Hause bin. Und ich glaube, meine Mutter hat damit auch ein
45 Problem, weil, wenn zum Beispiel Verwandte zu uns kommen, dann sagt sie sehr oft, ja, du
46 kannst mich ja mal unterstützen. Du kannst ja das machen. Und ich bin da schon sehr rebellisch,
47 weil ich der Meinung bin, ich bring jemanden gerne Tee, der aber mich auch respektiert als
48 Menschen und nicht einfach mir die Hand reicht und sagt, küss mir meine dreckige Hand, so
49 (lacht). Dreckig hab ich jetzt hinzugefügt. Das hätten wir vielleicht rauslassen sollen. Ehm, küss
50 mir meine Hand und bring mir Tee. So. Dieses mit (affektiert) Befehl und äh ich bin älter und
1 ich sag was zu tun äh ist . , was du zu tun hast. Ehm (Pause 12 sec., leise Melodie). Tut mir leid,
2 das ist mein Wecker. (..) Ehm, also halt sehr befehlerisch und ehm (.) Und so sind halt sehr viele
3 Verwandte, die dann ehm, dann zu uns kommen und dann auch immer wieder diese Fragen stel-
4 len, wann willst du heiraten? Wa, was machst du eigentlich? So, eigentlich so super oberfläch-
5 lich, eigentlich interessieren sie sich gar nicht für mich, aber nur weil sie meine Eltern kennen,
6 tun sie so, als ob sie sich auch gleichzeitig für mich interessieren würden. Und meine Mutter
7 sagt dann auch immer, man muss die Familie kennen, man muss wissen wer der Onkel ist, wer
8 ... Man muss wissen, wer die Tochter von dem Onkel ist, weil es unsere Familie ist. Aber ich
9 muss ganz ehrlich sagen ...Ich definiere das nicht als unsere Familie. Weil (.)... Jetzt kommen
10 wir noch mal zu dem „draußen normal“ und „zu Hause normal“. Wenn ich zu Hause bin, dann
11 rede ich türkisch. Ich hab meine eigene Muttersprache (.) zusätzlich noch die türkische M.. äh
12 Sprache (.), die ich dann zu Hause auch spreche und auch kulturell äh nicht anders bin, aber man
13 redet hauptsächlich auch über andere Themen, wenn man zu Hause ist. Wie zum Beispiel ähm
14 (.) Fällt mir gerade echt nichts ein. (lacht) Man redet halt was zum Beispiel im Fernsehen
15 passiert is und, und ähm das mein ich halt, man kommt nicht direkt dazu, dass man über per-
16 sönliche Sachen redet. Sag mal, du hast so 'nen Freund. Und was ist denn eigentlich, hast du ir-
17 gendwann mal Lust auszuziehen? Wie läuft es mit deiner Uni? Das setzt sich jetzt langsam erst
18 durch. Aber das kommt nicht so (.)... Das war nie früher so, nie und es ist jetzt momentan auch
19 nicht so, aber ich merk's bei meinen Geschwistern, dass es sehr stark jetzt so wird. Dass die
20 mich anrufen, dass die fragen, wie es mir geht und wie es überhaupt mit meinem Studium jetzt
21 is', so was gab es einfach nich'. Ich hab mein Abitur gemacht. Ich hab nicht mal 'ne Gratulation
22 oder so bekommen. Keiner hat mir gratuliert und hat gesagt, wow, du hast dein Abitur gemacht.
23 II

Die junge Frau macht deutlich, dass die kulturellen Normen und die sozialen Erwartungen ihres türkisch-alevitischen Herkunftsmilieus sie keineswegs gleichgültig lässt. Während die Schwester und der eigene Cousin eine innerliche Unabhängigkeit gegenüber diesen sozialen Reglementierungen und Traditionalismen bekunden („lach doch darüber“), nimmt Gülüzar diese Konventionen zum Anlass einer kritischen,

aber auch selbstzweiflerischen Selbstreflexion. Dieses Raisonieren über die kulturellen Erwartungen hebt die Konflikte mit der Familie und dem Herkunftsmilieu dabei aus der Kasuistik einzelner belastender Situationen und Erfahrungen heraus („Ich immer mich mit diesen Sachen auseinander gesetzt“). Die junge Frau nimmt diese Auseinandersetzungen vielmehr zum Anlass einer grundlegenden Hinterfragung ihrer kulturellen Identität, bzw. ihres kulturell und ethnisch aufgeladenen biographischen Lebensentwurfs („Will ich überhaupt einen Türken heiraten? Will ich überhaupt einen Deutschen heiraten? Wie integriert bin ich in das Leben hier“). Der Streit um die adoleszenten Altersnormen der Ausgehzeiten erscheint so lediglich als Widerschein einer grundsätzlichen sozialen Erwartung des Herkunftsmilieus, aber auch der eigenen selbstreflexiven Klärung über die künftigen biographischen Lebensentwurf und die eigene familiäre Lebensform. Die soziale Kontrolle des sozialen Umfelds über die Altersnormen einer Halbwüchsigen wird jetzt als Mosaik innerhalb eines größeren Bildes der kulturellen Reproduktion türkisch-alevitischer, oder allgemeiner orientalischer Familientradition sichtbar. Es geht nicht nur um das pünktliche Nach-Hause-Kommen und damit um ein Symbol der Sittlichkeit und Moral muslimischer Mädchen. Der Altersnormenstreit um Ausgehzeiten ist auch ein Streit um die Geltungsmacht der Reproduktion kultureller Homogenität und der sozialen Sicherung kultureller Konventionen und Tradition des türkisch-alevitischen Herkunftsmilieus gegenüber der zweiten Generation in der kulturellen Diaspora einer Migrationsgesellschaft. Die Folgsamkeit bei den Ausgehzeiten impliziert – im Blick der jungen Frau – auch die Konformität gegenüber der familiär-kulturellen Heiratsmustern.

Gerade in dieser selbstzweiflerischen Perspektive, die zugleich den Einzelfall als Symptom für ein kulturelles System nimmt, unterscheidet sich Gülüzar von Schwester und Cousin. Und dabei reduziert sie die Problematik keineswegs auf die Frage der Konformität oder des Widerspruchs gegenüber sozialen Erwartungen. Zum Problem wird ihr der Konflikt mit Eltern, Familie und Nachbarschaft nicht nur wegen unvereinbarer kultureller Konventionen, sondern gerade auch deshalb, weil sie selbst bei dieser Frage unentschlossen ist. Auch für sie selbst wird der Aspekt adoleszenter Regelverletzungen bei den Ausgehzeiten zu einem Signal der Selbstvergewisserung über Grundsätzliches. Und dabei geht es um nichts geringeres als die Frage der kulturellen Identität als türkisch-kurdisch-alevitische Angehörige der zweiten Generation im Kontext einer auch deutschen Herkunftskultur.

Die Frage der Heiratsmuster stellt sich dabei als zentraler Ausgangspunkt dieser Identitätsproblematik. Das Heiratsverhalten erscheint hier als zentraler Kristallisationspunkt einer kulturellen Entscheidung. Die Entscheidung für einen türkischen Partner ist – für Gülüzar – auch eine grundsätzliche Entscheidung für die Legitimität und die prinzipiellen Geltungsansprüche der traditionellen Erwartungen in Familie und Herkunftsmilieu. Die Entscheidung für einen deutschen Partner negieren demgegenüber in dichotomer Weise eben diesen Anspruch auf kulturelle Reproduktion der eigenen kollektiven Identität und Konsistenz des sozialen Milieus.

In der Folge dieser dichotomen Alternative wird die Reflexion der Heiratskultur auch zu einer generellen Frage der kulturellen Identität einer jungen Frau der zweiten Migrantengeneration, die sich ihr auch als Frage der sozialen Integration in die Gesellschaft der Mehrheitskultur stellt – „Wie integriert bin ich in das Leben hier? leb ich zwischen zwei Welten leb ich zwischen drei Welten“. Gülüzar beschreibt diese

Identitätsfrage keineswegs als selbstbewusstes und klares Muster einer bi-kulturellen oder gar Hybrid-Identität. Eher ist es ein offenes Problem, eine Frage der Auseinandersetzungen mit widerstreitenden kulturellen Kontexten und disparaten sozialen Erwartungen und Konventionen.

Welche potenzielle „dritte Welt“ gemeint ist, wird an dieser Stelle nicht deutlich. Es könnte sich auf den innerislamischen Konflikt zwischen sunnitischen und alevitischen Türken beziehen, oder aber auf den Konflikt zwischen Türken und Kurden. In jedem Fall wäre dann eine weitere kulturelle Konfliktlinie innerhalb des eigenen Migrantenumilieus damit bezeichnet.

Gülüzar skizziert das Problem als Frage der Schaffung alltags- und lebensweltlicher Normalität. Sowohl im Kontext des familiären Herkunftsumilieus wie auch unter ihren deutschen Bekannten und Freunden konstatiert sie für sich ‚Alltagsnormalität‘. Sie definiert „Normalität“ als Möglichkeit zu einer selbst-authentischen Lebensweise – „mit normal meine ich, ich bin ich“.

Als hypothetischen Gegenhorizont einer solchen authentischen Lebensweise, skizziert Gülüzar das Bild junger kopftuchtragender Muslima, die lediglich aus Konformität gegenüber den familiären Erwartungen eine islamischen Habitus tragen, kaum aus dem Haus, aber das Kopftuch wieder ablegen. Sichtbar wird an diesem Beispiel, dass Gülüzar den kulturellen Identitäts-Konflikt nicht in erster Linie zwischen Deutschen und Türken verortet, sondern in der Frage der individuellen Selbstbestimmung der jungen Migrantinnen – sowohl gegenüber der Mehrheitskultur, wie auch gegenüber dem türkischen Herkunftsumilieu der Familie. Gülüzar nimmt für sich also eine doppelte „Normalität“ in Anspruch, nicht weil sie sich unter Deutschen genauso wohl fühlt wie unter Türken, mit ihren jeweils unterschiedlichen kulturellen Traditionen und Normen. Alltagsnormalität ergibt sich für die junge Frau, weil sie sich in beiden kulturellen Kontexten als authentisch versteht und somit in beiden Kontexten ihre jeweils auch kulturell differenten Orientierungen, Wünsche und ihren Lebensstil einbringt.

Gülüzar beschreibt somit die Bemühung um ihre kulturelle Identität als latente Konfliktlinie in beiden kulturellen Kontexten. Das kritisch konnotierte Negativbeispiel der taktischen Kopftuchträgerin – zu Haus brav und devot – außen nonkonform, aber heimlich – ist auch ein Hinweis auf eine opportunistische Haltung, die in beiden Kulturen Auseinandersetzungen und Konflikten aus dem Weg geht – allerdings um den Preis der Selbstbehauptung einer eigenen widersprüchlichen oder vielschichtigeren Identität – „und dies find ich halt krass, weil bei mir is es überhaupt nich so. Ich bin draußen so wie ich zu Hause bin.“ Die junge Frau beansprucht somit Authentizität und Konsistenz in ihrer persönlichen Haltung und in ihrem Lebensstil. Und dabei geht es denn auch nicht in erster Linie um das balancierende Modell eines ausgewogenen Kompromisses gegenüber den widerstreitenden sozialen Erwartungen, sondern auch um das Aushalten von Konflikten und Widerstand.

Gülüzar erläutert dies mit einer szenisch ausgestalteten Episode über den Besuch türkischer Verwandter in der elterlichen Familie. Die Mutter erwartet in diesem Fall von ihrer Tochter Unterstützung in der Bewirtung der Gäste. „Und ich bin da schon sehr rebellisch.“ Die junge Frau wehrt sich nicht grundsätzlich gegen die Zumutung der Hilfe im Haushalt und bei Besuch. Allerdings mag sie sich nicht wie selbstverständlich in die traditionale Rolle einer hierarchisch-untergeordneten und Frauen diskriminierenden Position als unterwürfige und dienende Hausfrau einfügen. Von

den Gästen, denen sie Tee serviert, erwartet sie vielmehr Anerkennung und Respekt als Gleichwertige. Als überzeichnete Kontrastfolie beschreibt Gülüzar das Muster eines Feudalherren, der sich von der Dienstmagd die Hände küssen und gnädig Tee servieren lässt. Dieses drastisch übertriebene Gleichnis („küß mir meine dreckige Hand.“) hält Gülüzar selbst für überzeichnet und unangemessen und bedauert die Wortwahl („hätten wir vielleicht rauslassen sollen.“). Die soziale Struktur, auf die sie damit aufmerksam machen möchte hat für sie aber gleichwohl Bestand: Ein hierarchisches Generationen- und Geschlechterverhältnis von Befehl und Gehorsam, und ein ausgedehnter Verwandtschafts-Clan („So sind halt sehr viele Verwandte.“), der stets auch die kulturellen Konventionen zur Geltung bringt – „auch immer wieder diese Fragen stellen: Wann willst Du heiraten? Was machst Du eigentlich?“

Gülüzar wirft diesem Verwandtenmilieu vor, dass hinter diesen Fragen eigentlich gar kein Interesse an ihrer Persönlichkeit stecke. Im Grunde gehe es um die Sicherung der sozialen Ordnung des eigenen Verwandtschaftsmilieus und aus Sicht der Familie um die Sicherstellung von sozialer Anerkennung und sozialer Integration in diese Ordnung. Sie beschreibt dies aus der Perspektive und Position der Mutter, die ihr die Bedeutung dieser Familienstruktur und sozialen Ordnung als orientierungs- und handlungsleitende Norm erklärt: „Man muss die Familie kennen, man muss wissen, wer der Onkel ist (...) weil es unsere Familie ist.“

In einer resümierenden Reflexion konstatiert Gülüzar demgegenüber die eigene Distanz und Differenz gegenüber dieser Familienordnung. Dabei skizziert sie im Grunde die Distinktion gegenüber einem traditionellen Groß-Familienmodell, wie es in den orientalischen Milieus zumindest als orientierungsleitendes und normatives Konstrukt sozialer Ordnung und sozialer Kontrolle noch weit verbreitet und wirksam ist: „Ich definiere das nicht als unsere Familie.“ Mit dieser klaren und trennscharfen Position distanziert sich Gülüzar von der latent primordial legitimierten Ordnung ihres Familien- und Verwandtschaftsclans. Familienzugehörigkeit ergibt sich hier nicht mehr aus der kollektiven Schicksalsgemeinschaft gemeinsamer Abstammung, die zugleich als soziale Ordnung zum normativen, orientierungsleitenden Horizont für die Lebensentwürfe und kulturellen Lebensstile der Familienmitglieder wird.

Gülüzar beansprucht hier letztlich die soziale und kulturelle Selbstbestimmung gegenüber diesen traditionellen Zumutungen, sozialen Erwartungen und Konventionen. Familie, das erscheint in dieser Passage lediglich implizit, ist für sie bereits reduziert auf den Kern der modernen Klein-Familie aus Eltern und Kindern mit allenfalls zwei, vielleicht noch drei Generationen.

Gleichzeitig macht sie auf gegenwärtig noch geltenden Grenzen eines solchen modernen Familienbegriffs am Beispiel der eigenen Familie aufmerksam. Dazu greift sie noch einmal auf ihre Konstruktion der doppelten Normalität in ihrer Lebenswelt zurück: Was ist „draußen normal“ und „zu Hause normal“.

Beide Lebenswelten unterscheiden sich deutlich in ihren Gewohnheiten und Ausdrucksformen. „Zu Hause“ beschreibt sie als Hort der türkisch-kurdischen Kultur: hier spricht sie nicht deutsch, sondern die eigene „Muttersprache“, in diesem Fall offenbar kurdisch, da sie ergänzt, „zusätzlich noch die türkische äh Sprache.“ Auch kulturell sei sie nicht anders als die Familienmitglieder. Gülüzar macht das insbesondere an der Kommunikationskultur in der Familie deutlich. Dabei skizziert sie einen Diskurs der freizeitkulturellen Belanglosigkeiten. Man redet übers Fernsehen, aber nicht eigentlich über persönliches („Man kommt nicht direkt dazu, dass man über

persönliche Sachen redet.“).

Als möglichen, potenziellen Kontrast zu einem solchen belanglosen Alltagsdiskurs zeichnet Gülüzar das Bild einer familiären Kommunikation, in der die Familienangehörigen sich füreinander interessieren und in der Individualität auch in der persönlichen Entwicklung möglich ist: „Hast Du irgendwann mal Lust auszuziehen? Wie läuft es mit deiner Uni?“ Die angeführten Beispiele signalisieren dabei nicht nur einen wechselseitig interessierte Gesprächskultur innerhalb der Familie, in der die einzelnen Familienmitglieder an den Sorgen, Problemen und Entwicklungen des anderen interessiert sind und daran teilnehmen; sie signalisieren implizit auch die Anerkennung eines alternativen Modells von adoleszenter Verselbständigung. „Hast Du irgendwann mal Lust auszuziehen.“ – wäre eben auch die Frage von Eltern, die überhaupt diese Option eines Ablösungsprozesses als Möglichkeit in Betracht ziehen. „Wie läuft es mit deiner Uni?“ – ist auch eine Frage der Anerkennung eines erfolgreichen Bildungsprozesses in einem Familiengespräch, in dem Bildung als relevantes Thema von Entwicklung und Alltagserfahrung Eingang findet.

Gülüzar zeichnet mit der Sequenz über die eigene kulturelle Identität, über die Konflikte mit einem erweiterten Familienclan, sowie über die Kommunikationskultur in der eigenen Kernfamilie auch das Bild eines Individuierungsprozesses und einer Adoleszenz, in denen wesentliche Elemente ihrer Interessen, Bedürfnisse und ihrer persönlichen Entwicklung ausgeklammert bleiben. Ihre kulturelle Identität zwischen zwei oder drei Welten erscheint somit nicht nur als Problem des Konflikts von deutscher vs. türkisch-kurdischer Kultur, sondern insbesondere als kulturell aufgeladener Generationenkonflikt, in dem die junge Frau ihre Individualisierungsprozesse nur im Widerstand gegen die traditionellen Zumutungen und Konformitätserwartungen des familiären Herkunftsmilieus behaupten kann.

Gülüzar beschreibt diese Probleme aber nicht als Ausdruck einer statischen Kultur, in der es keinerlei Fortschritt gebe. Vielmehr deutet sie darauf hin, dass sich diese Konventionen auch ändern – allerdings erst langsam und eher verhalten („Das setzt sich jetzt langsam erst durch.“). Der langsamen Wandel macht sie insbesondere an den eigenen Geschwistern fest, die schon mal anrufen und fragen wie es ihr geht und was das Studium mache – „so was gab es einfach nicht“.

Sie beschließt das Segment mit einem Hinweis auf ihr Abitur, zu dem sie von der Familie nicht mal eine Gratulation bekommen habe. „Keiner hat mir gratuliert und hat gesagt, wow, du hast dein Abitur gemacht.“

Im Rahmen einer immanenten Nachfrage greift die Interviewerin später noch einmal diese Situation auf und bittet um eine weitergehende Erzählung zur Abiturzeit

N1 16/33 – 18/05 – Gülüzar allein zu Hause – die Abiturzeit

33 G.: Nach meinem Abitur oder ...

34 I.: Hmm.

35 G.: ... davor schon die Zeit nach meinem Abitur? Oh, das war eigentlich 'ne ganz schlimme Zeit,
36 weil meine Eltern waren verreist (.) und äh ich hatte mein-, meinen Eltern gesagt bevor, also ich
37 war in der Abiturzeit und ähm da war es so, dass ehm (..) sie dann in meiner Abiturzeit da waren
38 und ich ihnen dann gesagt habe, bevor ihr wegfahrt (.), möchte ich bitte, dass ähm ihr mich,
39 wenn ihr da ankommt in der Türkei, dass ihr mich, ehm mich dann auch anruft und fragt, wie ist
40 es mit der Schule? Kommst du gut voran? Weil ich einfach diese Unterstützung auch gebraucht
41 habe. Ich hab sie nie bekommen, aber ich hab sie immer verlangt von ihnen, immer verlangt. Bis
42 ich dann irgendwann mal gesehen habe oder gefühlt habe, dass sie auch gekommen ist, das was
43 ich erwarte von ihnen. Es ist halt nie gekommen und ähm (.) ... Ja, dann waren sie verreist und

44 äh dann hab ich mir halt gewünscht, dass sie mich immer anrufen, weil ich vollkommen alleine
45 zu Hause war. Es war niemand da in dieser großen Wohnung. Meine Eltern waren verreist, das
46 heißt wir haben kaum Besuch gekriegt, weil alle wussten, meine Eltern sind vereist. Äh, meine
47 Geschwister waren in Urlaub. Teilweise äh . ist meine andere Schwester und der Bruder in 'ne
48 andere Stadt gezogen. Mein Bruder allerdings jetzt mittlerweile wieder zurück, aber halt ir-
49 gendwie so alles bisschen auseinander gedriftet dann. Und ich war halt alleine und musste lernen
50 und ehm ja, ich war relativ (.) depressiv und deprimiert darüber, dass sich keiner
1 gemeldet hat, dass meine Familie sich nicht dafür interessiert hat, dass ehm ja, dass ich in dieser
2 Abitu-, Abiturzeit jetzt bin und, dass ich mein Abitur machen möchte, dass ich lerne. Und, dass
3 sie auch mal zeigen, dass sie das toll finden oder, dass sie mich motivieren. Ich weiß nicht, viel-
4 leicht war ich wie ein Kind in dieser Zeit. Mal ist extrem empfindlich gewesen. Ich, also ich per-
5 sönlich, war sehr empfindlich. Ich musste immer sehr viel lernen und ich wollte es auch schaf-
6 fen, weil ich auch die Einzige war vom ganzen Elternhaus, die auch schulische Ausbildung hat-
7 te. Also, alle haben entweder erweiterten Hauptabschluss gemacht oder keine Ausbildung und
8 irgendwie arbeitslos und so weiter und so fort. Und ich wollte, dadurch, dass ich auch anders
9 war, äh vielleicht auch für sie deutsch geworden bin, wollte ich aber trotzdem ihnen beweisen,
10 ich will meinen Weg gehen, ich will auch meine Schule machen. Weil, ich wusste, wenn ich
11 jetzt meine Schule nicht mache, dann werd ich nie selbstständig sein. Ich werd nie auf meinen
12 Füßen stehen können, weil sie dann sagen werden, ah, du hast deine Schule nicht geschafft. Ok,
13 du kannst ja bei Kaiser's an der Kasse arbeiten, dann heiratest du einen, der irgendwie für dich
14 das Geld nach Hause bringt, so nach dem Motto. Ähm ja, aber das wollte ich nicht und in dieser
15 Abiturs-, . in dieser Abiturzeit war ich äh extrem (.) nervös und sehr äh (.) betrübt auch. Ich war
16 einfach super traurig, dass meine Eltern mich überhaupt nicht angerufen haben, meine Geschwi-
17 ster genauso nicht. Und ähm (.) ja, und keiner hat Interesse gezeigt und ich hab es halt trotzdem
18 im Endeffekt alleine geschafft. Also ich hab ... Im Prinzip war von meiner ganzen Schulzeit,
19 von der ersten bis zur Abiturzeit, ja bis dahin, war das Einzige was schöne war, war der erste
20 Schultag (lacht). Da war mein Vater mit dabei. Und bis zum Abitur, bis zur Zeugnisausgabe (.)
21 war kein Familienmitglied mit dabei. Und das Witzige daran ist, ich meine für mich ist es mitt-
22 lerweise witzig, weil (.) ich kann nich' darüber weinen und ich kann auch nicht mehr traurig
23 sein. Das Leben geht für mich weiter. Ehm deswegen ist es witzig für mich, weil ähm meine El-
24 tern auch in der Türkei mich nicht angerufen haben, nicht gefragt haben, wie ist denn das jetzt
25 mit deinem Abitur und lernst du schön? Hast du jetzt schon deine Prüfung nu geschrieben? Oder
26 hast du schon deine Noten erfahren oder musst du in die mündliche Nachprüfung? Oder über-
27 haupt irgendwas. Gar nicht. Oder ich hab auch meinen Bruder, der war dann zu Besuch hier, da
28 hab ich ihm gesagt, wenn du wieder zurückkommst, dann, dann frag mich mal, wie es mit mei-
29 nen Prüfungen war, bitte, ja? Äh (.) weil, wenn du zurückkommst, dann bin ich mit den Prüfun-
30 gen fertig, hab dann auch meine Noten erfahren. (.) Ja, dann kam er zurück und er saß vor dem
31 Fernseher ... Das ist echt 'ne krasse, gemeine Sache, wenn ich die jetzt erzähle, weil er ist über-
32 haupt nicht so ein Mensch. Er ist eigentlich vollkommen also total der liebe Typ und ähm (.) er
33 saß vor dem Fernseher und ich kam so rein und hatte mich tierisch gefreut. Ich war fertig mit der
34 Schule, endlich entlastet und lockere Nerven wieder und so und (.) ... Ja, und dann saß er vor
35 dem Fernseher und ich dachte so, hm, wieso fragt er nicht und ehm schade eigentlich. Ich hab
36 ihm doch gesagt, dass er fragen soll. Naja, is' ja auch egal. Dann geh ich mal auf ihn zu und ich
37 frag ihn, warum er mich nicht fragt, was mit meinen Prüfungen passiert ist. Dann meinte ich so
38 zu ihm: „Na, hi! Wieso fragst du denn eigentlich nicht, ob ich jetzt äh ehm nach meinen No-
39 ten? Was ist denn eigentlich? Wieso fragst du mich nich', ob ich jetzt mein Abitur bestanden
40 habe oder nich?“ „Warte, warte, warte! Er schießt ein Tor, er schießt ein Tor (sehr laut).“ Er hat
41 Fußball geguckt. Ihm hat es ehm das Fußballspiel ihm mehr interessiert als meine Prüfungen. Er
42 hat sich überhaupt nicht für meine Prüfungen interessiert, oder etwas später hab ich irgendwie
43 doch noch über meine andere Schwester erfahren, dass er wohl bei . zu Besuch bei meiner
44 Schwester war und irgendwie geheult hätte, weil er kein Geld in der Tasche hatte um mir wa-,
45 für mein Abitur was zu schenken. Also so und so, weißt de? Aber diese Seite hätte ich nie ge-
46 hört, wenn ich ehm mit meiner Schwester nicht darüber gesprochen hätte. Das heißt, dass viele
47 Leute sich auch gar nicht trauen ganz normal zu sagen, pass mal auf, meine süße kleine Schwe-
48 ster, ich hab kein Geld, aber ich hätte dich trotzdem gerne eingeladen zu irgendwie Kaffee oder
49 'ne Party oder so, von wegen alles Gute zum Abitur. Ehm, ich hab kein Geld, deswegen kann

50 ich dich nicht einladen, aber trotzdem, ich gratuliere dir zum Abitur
1 so. Kommt nicht. Es kommt nicht. Männer trauen sich generell nicht, sich irgendwie sich da-
2 durch klein zu machen. Er wird dadurch klein gemacht, weil er kein Geld in der Tasche hat. Und
3 wenn ich dann sag, ach, komm, ich hab auf meinem Konto Geld, lass uns mit meinem Geld
4 was kaufen gehen, das ist umso schlimmer, weil Männer bezahlen. Und es ist halt so (..), weiß
5 nich'.]]

Auf eine immanente Nachfrage hin setzt Gülüzar in ihren biographischen Erinnerungen noch einmal bei der eigenen Schulzeit ein, in der Oberstufe die Prüfungszeit vor dem Abitur.

Die junge Frau erinnert diese Phase als „schlimme Zeit“. Sie ist weitgehend auf sich selbst gestellt. Die Eltern sind verreist, halten sich in der Türkei auf, während Gülüzar für das Abitur lernen muss. Sie bittet die Eltern, dass diese sie ab und zu anrufen, um sich nach dem Stand der Dinge zu erkundigen („Wie ist es mit der Schule? Kommst Du gut voran?“). Gülüzar geht es darum, von den Eltern Unterstützung für den eigenen Schul- und Bildungsweg zu bekommen („Ich habe sie nie bekommen, aber ich hab sie immer verlangt von ihnen.“), sieht sich aber in diesem Wunsch enttäuscht. Erst sehr viel später („Bis ich dann irgendwann mal“) hat sie das Gefühl, auch von den Eltern mal unterstützt zu werden. In ihrer gesamten Schulzeit ist die junge Frau aber allein auf sich gestellt.

Den Prüfungszeitraum verbringt sie so weitgehend allein in der großen elterlichen Wohnung. Die Eltern sind in der Türkei, die Geschwister in Urlaub und teilweise auch schon ausgezogen. Gülüzar fühlt sich in dieser Phase „relativ (.) depressiv und deprimiert darüber, dass sich keiner gemeldet hat, dass meine Familie sich nicht dafür interessiert hat.“ Es geht ihr nicht nur um die emotionale Unterstützung in einer Stressphase, sondern auch um das Zeichen der Anerkennung durch die Familie und die Eltern, dass diese auch zeigen, dass sie stolz sind auf die Tochter und Schwester und sie dabei unterstützen („dass sie das toll finden oder, dass sie mich motivieren“.

Sie reflektiert ihren damaligen Gemütszustand („vielleicht war ich wie ein Kind“; „war sehr empfindlich“) und bemüht sich um eine Relativierung der impliziten Kritik an den Eltern und der Familie. Allerdings dominiert doch eher die Enttäuschung. Gülüzar ist das einzige Kind der Familie, das eine weiterführende Schule besucht. Alle anderen Geschwister haben lediglich „erweiterten Hauptschulabschluss“, verfügen über keine Ausbildung oder sind auch arbeitslos. Die junge Frau sieht sich somit als Außenseiterin, allerdings als eine selbst gewählte, die auch den Willen hat, eine erfolgreiche Bildungslaufbahn zu erreichen („Ich wollte es auch schaffen“).

Gülüzar hält sich für anders als die anderen Familienmitglieder („dadurch, dass ich auch anders war.“). Das bezieht sich aber nicht nur auf ihre Bildungsambitionen oder ihre intellektuellen Fähigkeiten, sondern resultiert auch aus einer unterschiedlichen kulturellen Orientierung („für sie zu deutsch geworden bin“). Mit ihrer Entwicklung in Kindergarten und Schule, ihren Orientierungen, ihren Bildungsambitionen auch ihren sozialen Kontakten hat sie sich auch sukzessive vom kulturellen Selbstverständnis der Familie, den Eltern und wohl auch manchen Geschwistern entfernt. Gülüzar sieht das selbst als Prozess hin zu einer stärkeren Orientierung an der Kultur der Mehrheitsgesellschaft, ihrem deutschen Umfeld. Zugleich ist diese Entwicklung aber auch ein Prozess der eigenen Emanzipierung und Verselbständigung. „Weil ich wusste, wenn ich jetzt meine Schule nicht mache, dann werde ich nie selbstständig sein.“ Die Bildungsambitionen sind also explizit auch auf den Ablöse-

prozess gegenüber der Herkunftsfamilie und dem kulturellen Herkunftsmilieu gerichtet, die allenfalls eine eher traditionelle weibliche Biographie als Perspektive für sie bereithalten. Erst der erfolgreiche Bildungsabschluss bedeutet auch potenzielle Unabhängigkeit gegenüber der elterlichen Fremdbestimmung, „weil sie dann sagen werden, ah, du hast deine Schule nicht geschafft. Ok, du kannst ja bei Kaiser’s an der Kasse arbeiten. Dann heiratest Du einen, der irgendwie für dich das Geld nach Hause bringt.“

Die junge Frau steht somit nicht nur unter Prüfungsstress, sondern es stehen für sie auch grundlegende biographische und familiäre Weichenstellungen auf dem Spiel. Nichtsdestoweniger bleibt gleichzeitig die starke emotionale Bindung des Kindes an die Eltern wirksam. Bei allem Bemühen um Selbstbehauptung, um Verselbständigung und potenzieller Ablösung vom kulturellen Herkunftsmilieu ihrer türkisch-alevitischen Migrantenfamilie, ist sie in dieser Zeit doch auch das verletzte Kind, das sich vor allem die Unterstützung und den emotionalen Zuspruch der eigenen Eltern wünscht. „Ich war einfach supertraurig, dass meine Eltern ich überhaupt nicht angerufen haben, meine Geschwister auch nicht.“

Gülüzar schafft das Abitur „trotzdem“. In einer Ergebnissicherung resümiert sie noch einmal ihren Bildungsweg im Ganzen. Das Interesse und die Gleichgültigkeit von Eltern und Geschwister in Abiturzeit erscheinen vor diesem Hintergrund als nicht mehr als Indikator für eine grundlegende Haltung, die sich letztlich über 13 Jahre reproduziert hat. Das Fazit fällt denn auch geradezu tragisch aus: „Im Prinzip war von meiner ganzen Schulzeit, von der ersten bis zur Abiturzeit, ja, bis dahin, war das Einzige, was schön war, der erste Schultag (lacht)“. Nur am ersten Schultag war der Vater einmal mitgegangen. „Und bis zum Abitur, bis zur Zeugnisausgabe (.) war kein Familienmitglied mit dabei.“ Die junge Frau hat inzwischen eine selbstironische Distanz gegenüber dieser familiären Gleichgültigkeit, und doch bleibt es ein schmerzlicher Stachel in den eigenen Erinnerungen, der ja im Interview an verschiedenen Stellen mehrfach und jeweils narrativ hoch ausgestaltet erzählt wird. „Ich meine, für mich ist es mittlerweile witzig, weil (..) ich kann nich darüber weinen und ich kann auch nicht mehr traurig sein. Das Leben geht für mich weiter.“

Ihr fällt noch eine weitere Episode ein, die die fehlende Sensibilität und Wertschätzung der Familienangehörigen gegenüber ihrem Bildungserfolg spiegelt. Vor den letzten Prüfungen macht sie ihren Bruder darauf aufmerksam, dass sie dann fertig ist, wenn sie von der Schule zurückkommt. Er solle dann doch mal nach den Ergebnissen fragen. Als Gülüzar nach Hause kommt, sitzt der Bruder vor dem Fernseher. Die junge Frau freut sich „tierisch“, dass sie das Abitur endlich geschafft hat und möchte die Freude und den Erfolg mit dem Bruder teilen. Aber der reagiert nicht, fragt nichts und lässt sich nicht ablenken – es läuft gerade Fußball. Als Gülüzar ihn anspricht und fragt, ob er denn gar nicht wissen möchte, wie es ausgegangen sei mit dem Abitur, wehrt der Bruder ab: „(laut) Warte, warte, warte! Er schießt ein Tor, er schießt ein Tor (sehr laut).“ Das Fußballspiel interessiert den Bruder in diesem Augenblick mehr „als meine Prüfungen. Er hat sich überhaupt nicht für meine Prüfungen interessiert.“

Wie auch sonst bei ähnlichen kritischen und negativen Analysen über die eigene Familie ist Gülüzar auch diesmal um eine Relativierung und einen versöhnlichen Resümee bemüht. Aus dem späteren Gespräch mit ihrer Schwester hat sie erfahren, dass dem Bruder die Situation selber Leid getan habe. Aus Scham habe er nicht rea-

giert, da er kein Geld für ein Geschenk gehabt habe. Und nur die immaterielle Anteilnahme und herzliche Würdigung schien ihm kein wohl keine passende Reaktion für einen älteren Bruder. Gülüzar zeigt sich skeptisch angesichts dieser Wendung. Vom Bruder selbst hat sie diese Quintessenz nie erfahren, nur zufällig durch das Gespräch mit der Schwester. Sie reflektiert die latente Bedeutung dieses Verhaltensmusters und stellt es in den Zusammenhang der türkischen Familien- und Geschlechterordnung und der türkischen Männlichkeitskonzepte. Zuneigung lässt sich in diesem Kontext nur über die Demonstration materieller Wohltaten demonstrieren; eine bloße emotionale Äußerung und Geste erschiene eher unmännlich und würde den Status des älteren Bruders noch weiter herabsetzen. „Er wird dadurch klein gemacht, weil er kein Geld in der Tasche hat. Und wenn ich dann sag, ach, komm ich hab auf meinem Konto Geld, lass uns mit meinem Geld was kaufen gehen, das ist umso schlimmer, weil Männer bezahlen.“

N1 18/05-18/19 – Die verlorene Zahnsperre

5 Also, in der Schulzeit ... Ich bin der Meinung, dass ich sehr extrem vernachlässigt äh worden
6 bin. Und äh, dass ich eh, ich hatte zum Beispiel auch ´ne Zahnsperre und ich hab die jedes Mal
7 verloren. Und äh mein Vater hat immer extrem doll mit mir geschimpft. Und er hat mich immer
8 bestraft und hat gesagt: Du wirst jetzt bis in die Nacht rausgehen und deine Zahnsperre suchen.
9 Und ich bin, hab irgendwie meine Freunde zusammen irgendwie gesucht und zusammen (.) in ´n
10 Gruppe ähm sind wir dann ehm los äh gegangen und haben überall auf den Straßen gesucht,
11 wirklich unterm Auto und, und, und, und, und auf dem Kinderbauernhof im, im Stall und so und
12 überall wo ... Und ich hab meine Zahnsperre nicht gefunden und er hat mich extrem halt damit
13 immer so ... Ich meine, man kann ja auch irgendwie mit dem kleinen Kind reden und sagen, ok,
14 pass auf, Schatz, du hast deine Zahnsperre verloren. Das ist jetzt nicht so gut, weil das halt viel
15 kostet. Dann müssen wir noch mal zum Zahnarzt gehen. Irgendwie so, nach Erklärung und Auf-
16 klärung, dass man auch ein Kind irgendwie erziehen muss. Und ne, er hat mich halt eher bestraft
17 und hat gesagt, du wirst jetzt, verdammte Scheiße, rausgehen und deine Scheiße suchen und zu-
18 rückkommen. Und ich kam immer mit leeren Händen. Ich hab sie zweimal verloren. Also ich
19 wurd nicht dadurch klüger.]]

Auch im Weiteren beschreibt Gülüzar die Erfahrungen aus ihrer Jugend- und Schulzeit vorrangig als Erlebnisse der elterlichen Vernachlässigung oder rigider Erziehungsmaßnahmen. „Ich bin der Meinung, dass ich sehr extrem vernachlässigt äh worden bin.“ In einer weiteren Episode berichtet sie über eine verlorene Zahnsperre, auf die der Vater außerordentlich wütend reagiert („extrem doll mit mir geschimpft“). Er schickt das Mädchen hinaus, die Spange suchen. „Du wirst jetzt bis in die Nacht rausgehen und deine Zahnsperre suchen.“ Gülüzar sucht mit ihren Freunden aber vergeblich nach der Spange und erntet in der Folge nur weitere wütende Reaktionen. Es ist der unbarmherzige und aggressive Stil des Vaters, der sie an dieser väterlichen Reaktion empört und der in dieser Episode als symptomatisch für die elterliche bzw. väterliche Zuwendung steht. Sie vermisst die erzieherische, aufklärende und verständnisvolle Haltung des Vaters, „dass man auch ein Kind irgendwie erziehen muss. Und ne, er hat mich halt eher bestraft und hat gesagt, du wirst jetzt, verdammte Scheiße, rausgehen und deine Scheiße suchen zurückkommen.“ Im Fall der verlorenen Zahnsperre ist diese Haltung wenig erfolgreich. Das Mädchen kommt jedes Mal mit „leeren Händen.“ Zweimal hat sie die Spange verloren. „Also ich wurde nicht dadurch klüger.“

Weiter mit der Ersterzählung.

6/23 – 7/04 – Die erste Regel und fehlende Aufklärung

23 Oder, zum Beispiel, ich hab mal getanzt hier unter in der Einrichtung
24 und ehm (.) ich weiß nicht, ob das dazu passt, aber das erinnert mich total an ne Freundin von
25 mir und die hat ihre Regel gekriegt. Und meinte, oh, meine Mutter hat mir Rosen gekauft und
26 ich hab meine Regel bekommen und bei mir war das so, ich hab mit ehm dreizehn Jahren meine
27 Regel bekommen und ich hab äh fern geguckt, da lief irgendwas im RTL, ja, das war irgendwas
28 mit eh Traumhochzeit oder so was. Und ehm (.) und dann hab ich da halt unten da was gemerkt,
29 dann bin ich auf Klo gegangen und dann hab ich geguckt und da war halt ein bisschen Blut auf
30 meiner Unterwäsche. Da hab ich mich ganz doll erschrocken und hab überlegt, was es sein kann.
31 Vielleicht hab ich mich ja da aufgekratzt oder so. Und ehm dann hat meine Mutter aber schon
32 geschlafen. Die war die einzige zu Hause und meine Geschwister waren alle nicht da, sodass ich
33 meiner Schwester nicht fragen konnte: Du was ist das? Kannst du mir weiterhelfen? Denn geh
34 ich zu meiner Mutter, die schläft schon und ich sag so, Mama, wach mal auf und dann sagt sie,
35 was ist denn los? Und ich so, ich hab was auf meiner Unterwäsche, da ist so ein bisschen Blut.
36 Dann sagt sie, ja, ich glaub du hast dich einfach da irgendwie falsch äh, da hast bestimmt ir-
37 gendwie (.) 'ne Narbe, die du aufgekratzt hast und so und (.) ja, das is' nix schlimmes. Geh ein-
38 fach und mach dich da sauber und dis is' in Ordnung. Und das war halt, zum Beispiel für mich,
39 sehr krass, weil ich wusste ganz genau, dass es auch Frauen gibt ... Ich war in der Grundschule,
40 glaube ich, noch oder in der Oberschule in der siebten, in der siebten, achten Klasse war ich, ge-
41 nau. Und äh ich wusste, dass ganz viele Leute schon in der siebten Klasse ihre Regel bekommen
42 haben und ich hab gedacht irgendwie, vielleicht passiert es bei mir später, mag sein, aber es
43 kann auch sein, dass es jetzt passiert. Warum kann meine Mutter mich nicht aufklären? Warum
44 schickt sie mich einfach weg und sagt, es könnte eventuell auch sein, dass du vielleicht deine
45 Regel bekommst und so weiter und so fort und ich habe ihr gesagt, Mama ehm meine Cousine
46 hat schon ihre Regel bekommen und außerdem hat die andere Cousine auch schon ihre Regel
47 bekommen und die haben alle schon mit elf Jahren ihre Regel bekommen. Ich bin dreizehn. Ja,
48 nein, ich hab erst mit sechzehn meine Regel bekommen, meinte sie zu mir. Dass kann gar nicht
49 sein und so. Und außerdem, das glaube ich nicht. Geh mal morgen zum Arzt, der wird dir das
50 schon sagen. So. Und so halt ganz komische Antworten, wenn ich dann von einer deutschen

1 Freundin höre, dass sie Rosen zum, zum, zu ihrer Regel bekommen hat (lacht), is' schon für
2 mich so, meine Mutter schiebt mich einfach weg. Und dann merk ich auch einfach, dass man
3 über diese intimen Sachen (.), über Aufklärung, was es bedeutet eine Frau zu sein (.), welche
4 Werte du als Frau hast überhaupt nicht angesprochen werden. Überhaupt nicht. (.)]]

Die Bedeutung der eigenen Familie, ihrer Alltagskultur und ihrer Erziehungskonzepte reflektiert Gülüzar stets in kontrastivem Vergleich zu einer antizipierten und generalisierten deutschen Variante. Dieses Deutungsmuster macht auf den offenbar stets wirksamen Konflikt in der eigenen kulturellen Identität aufmerksam. Und lässt zugleich die negativen oder enttäuschenden Erfahrungen im eigenen Elternhaus zugleich immer als Ausdruck einer kulturellen Differenz erscheinen. Eine Differenz, bei der die eigene türkische Alltagskultur vor dem Hintergrund ihrer biographischen zumeist schlechter abschneidet.

In der Erzählsegmentankündigung findet die Erzählerin über die Assoziation einer erinnerten Tanzsituation, die sie an eine Freundin erinnert, zum Thema ihrer ersten Menstruation. Es geht also um eine heikle aber bedeutsame Statuspassage am Beginn der eigenen Pubertät. Der Ausgangspunkt der Episode ist die romantisierte Erzählung ihrer Freundin, die ihr freudig davon berichtet, dass sie von ihrer aus Anlass ihrer ersten Regel Rosen geschenkt bekommen habe. Für Gülüzar ist diese Episode der normative Vergleichshorizont, vor dem sie ihre eigenen Erfahrungen in diesem Zusammenhang erinnert und bewertet.

Die eigene Erfahrung erweist sich als weniger romantisch und positiv. Gülüzar ist noch nicht aufgeklärt und wird im Alter von 13 Jahren beim Fernsehgucken („ir-

gendwas mit Traumhochzeit“) mit ihrer ersten Blutung konfrontiert. Das Mädchen geht ins Bad, findet das Blut „auf meiner Unterwäsche“ und ist „ganz doll erschrocken.“ Sie ist allein zu Hause. Keine der Schwestern, die sie fragen könnte, steht zur Verfügung. Nur die Mutter ist noch da, schläft aber schon. Gülüzar zögert, entschließt sich aber dann die Mutter zu wecken. „Ich hab was auf meiner Unterwäsche, da ist so ein bisschen Blut.“ Die Mutter wiegelt ab, will ihre Tochter wohl beruhigen („das is nix schlimmes“) und rät, das Mädchen solle sich reinigen und dann sei es in Ordnung. Für die 13jährige Gülüzar ist diese Reaktion allerdings „sehr krass“. Sie ahnt, worum es geht. Sie ist bereits in der 7. Klasse und weiß von Klassenkameradinnen, die ihre Regel bereits bekommen haben. Insofern ist sie am Beginn ihrer Pubertät bereits in gespannter Erwartung auf diese entscheidenden Entwicklungssprung, der einen neuen körperlichen und sozialen Status signalisiert. Das Mädchen möchte von der eigenen Mutter die Bestätigung und damit die Beglaubigung für ihren persönlichen Reifeprozess und ist über die negierende und tabuierende Haltung der Mutter enttäuscht. „Warum kann meine Mutter mich nicht aufklären? Warum schickt sie mich einfach weg..?“ Gülüzar gibt sich mit dieser Reaktion nicht zufrieden. Sie insistiert auf ihrem neuen Status, ihre Cousine hat auch bereits ihre Regel, eine andere auch und alle waren erst 11 Jahre alt. „Ich bin dreizehn.“ Die Mutter wiegelt ab, verweist jetzt auf ihre eigene Geschichte. Sie war schließlich auch erst 16 Jahre. „Das kann gar nicht sein und so.“ Sie empfiehlt ihrer Tochter, am nächsten Tag mal zum Arzt zu gehen, der werde ihr das schon sagen. Gülüzar erinnert noch einmal an die Freundin mit den Rosen und „meine Mutter schiebt mich einfach weg“.

Die Episode ist für Gülüzar vor allem ein Indikator für die Sprachlosigkeit, die mangelnde Beziehungsfähigkeit und die fehlende Kommunikation innerhalb der eigenen Familie und insbesondere zwischen den Generationen. Das Verhältnis zu den eigenen Eltern ist hier von Tabus geprägt, über „intime Sachen“, über „Aufklärung“, „was es bedeutet eine Frau zu sein“, „welche Werte du als Frau hast“ – darüber kann nicht gesprochen werden.

Diese Enttäuschung über die fehlende Beziehungs- und Kommunikationsfähigkeit ist aber nicht einfach Frustration über die eigenen Eltern, sondern wird von Gülüzar ethnisch-kulturell aufgeladen. Die Enttäuschung ist ihr Symptom einer traditionellen Kultur und Werteordnung, die sie vor allem mit den türkischen Konventionen des eigenen Elternhauses in Verbindung bringt. Die Erfahrungen und Beobachtungen mit den deutschen Freunden, Klassenkameraden und ihren Familien zeigen ihr Alternativen, die sie für sich als positive Leitbilder und orientierungsleitende Folien für die eigenen Lebensführung bzw. die Beurteilung ihres familiären Herkunftsmilieus adaptiert.

7/04- 7/18 – Eskalation in der Jugendphase

4 Und ehm
5 (.) da hab ich dann irgendwann mal angefangen extrem dagegen zu kämpfen. Also, ich bin dann
6 auch in ein Frauen- Mädchenwohnheim mal (.) ehm (.) also hinge- weggerannt von zu Hause
7 und war denn in ein Frauenwohnheim oder Mädchenwohnheim (.). Und äh da gab es auch tierische
8 Auseinandersetzungen mit meinen Eltern. Dass sie dann ...Dass ich ihnen ja auch gesagt
9 hab, dass ich mir jetzt staatliche Unterstützung holen werde, dass, dass ich da nicht mehr mitma-
10 che, weil ähm das war dann auch so, dass es dann eine Auseinandersetzung gab, dass ich da zum
11 Beispiel auch selber mal Schläge bekommen habe. Das war das erste und das letzte Mal (.) und
12 äh, dass es, auf jeden Fall, sehr schlimm war, sodass ich äh auf dem Boden geschmissen wurde

13 und wirklich mein Vater mich auch getreten hat. Also, so doll getreten hat, dass ich irgendwie
14 das Gefühl hatte ich kann gar nicht mehr atmen. Und da war für mich Sense, da wollt ich einfach
15 nicht mehr irgendwie was mit meinen Eltern zu tun haben. Leute, die mich auf die Welt setzen,
16 die angeblich Mama und Papa sind, die eigentlich ihre Kinder über alles lieben sollten und ehren
17 und, und schätzen sollten und mit ihnen gemeinsam (.) Schule, Erziehung, was weiß ich alles,
18 zusammen gestalten sollten, haben es bei mir extrem vernachlässigt.]]

Die offenbar im Verlauf von Kindheit und Jugendalter wachsende kulturelle Kluft zwischen den elterlichen und familiären Erwartungen und Konventionen und den individuellen Bedürfnissen und Ansprüchen der jungen Frau eskalieren im Verlauf der Adoleszenz zu einer massiven, auch gewalttätigen Auseinander mit den Eltern – vor allem mit dem Vater.

Gülüzar erinnert diese Sequenz unmittelbar im Anschluss an die enttäuschende Erfahrung mit der beginnenden Sexualität in der Pubertät. Den Anlass für den Streit lässt sie zunächst im Dunkeln. Sie beschreibt es lediglich als längeren Prozess des Kampfes gegen die zugeschriebene Rolle bzw. die familiären Erwartungen an sie als heranwachsende Frau. In der Folge dieser familiären Eskalation bricht Gülüzar zu Hause aus, sucht Zugflucht in einem Mädchenwohnheim.

Der Anlass war eine brutale Schlägerei durch den Vater, bei dem das Mädchen auf den Boden geworfen und vom Vater wiederholt getreten wird. „Also, so doll getreten hat, dass ich irgendwie das Gefühl hatte, ich kann gar nicht mehr atmen.“

Da die Umstände und Details dieses gravierenden Vorfalles in der Ersterzählung unscharf und vage bleiben, stellt die Interviewerin später eine Nachfrage zu dieser Situation, deren Antwort hier eingeschoben wird (N= Nachfrage).

N2 21/02 – 22/01 – Adoleszenzkrise und Kulturkonflikt

2 I.: Du hast eben von einer Auseinandersetzung gesprochen mit deinen Eltern als du damals ehm in,
3 in eine Mädchenhaus gegangen bist.

4 G.: Hmm.

5 I.: Magst du da noch mal drauf eingehen?

6 G.:]]Ja. Äh das war so, dass ehm (..) Ja, das war halt so die Zeit äh in der mir dann alles egal war.
7 Mir war egal die Kultur, mir war egal ... Mir waren meine Eltern auch egal. Ich hab sie auf ein-
8 mal total gehasst. Ich hab irgendwie mich überhaupt nicht verstanden gefühlt und das war auch
9 der Tag, wo mich mein Vater geschlagen hatte. Dis war denn, denn, dann der Hauptauslöser,
10 weil wir uns davor halt extrem doll gestritten hatten, weil ich das Gefühl hatte, dass sie mich
11 nicht verstehen und umgekehrt genau so. Und äh (.), ja, dass ich, dass, dass ich halt mich ent-
12 schieden habe auch anders zu leben, dass ich halt Schlagzeug spielen wollte. Das macht eine
13 türkische Frau? Ah, ok! Äh, dass ich weggehen wollte, dass ich sie mal gefragt habe, dass ich
14 auch ins Kino gehen will, dass sie das damals beschimpft haben und gesagt haben, Frauen gehen
15 nicht ins Kino. Das machen nur Schlampe so. Und heute ist Kino so was von normal geworden
16 für sie. Also es 'is echt komisch wie sich das ändert, aber ja zurück zur Sache. Auf jeden Fall
17 ging es dann auch darum, dass, dass ich halt mein Leben ändern wollte, dass ich nich' mehr so
18 leben möchte, wie sie es hat von mir erwarten. Ich meine, es ist halt bei vielen Eltern so, dass sie
19 versuchen ihr Kind nach ihrem Muster zu erziehen. Egal, ob deutsch oder türkisch, sie versu-
20 chen äh (.) entweder viel Geld in die Bildung zu packen, dass irgendwie das Kind Abi macht
21 und dann studiert und sein Diplom macht oder so. Und äh dann auf den eigenen Füßen stehen
22 kann und fest arbeiten kann, dann können wir auch sterben, dann ist auch alles ok. So. In ande-
23 ren Familien ist es so, dass sie dann sagen, ok, bis zur zehnten Klasse, jetzt kann mein Kind hei-
24 raten, gerade bei den türkischen Familien. Ahm (.) wenn das Mädchen oder der Junge in siche-
25 ren Händen ist und eine eigene Familie aufbauen kann, dann 'is er alt genug, dann ist es auch in
26 Ordnung, dann beginnt halt diese Ablösungszeit, dann ist man auch selbstständig. Aber ich woll-
27 te alleine selbstständig sein. Also ich wollte weder heiraten noch damals mich sofort entscheiden
28 jetzt äh zu studieren oder so. Ich wusste, ich mach jetzt erstmal Oberschule, ich hab doch erst-

29 erstmal gar nicht gedacht wie weit das gehen würde. Und ehm ja und dann hab ich gedacht, so,
 30 ich will anders leben, ich will Musik machen, ich will tanzen, ich will mein Leben anders gestalten
 31 als immer zu Hause zu sitzen und irgendwie Tee zu machen und die Gäste zu bedienen und,
 32 und, und, und irgendwie immer rechtzeitig zu Hause zu sein, weil ich jetzt erwachsen anschein
 33 geworden bin und äh äh nich' spät nach Hause kommen darf und immer mich immer beleidigen
 34 lassen und, und, und, und 'n psychologisch'n Druck ausüben. Das hat mir einfach nicht mehr
 35 gepasst. Das wollte ich einfach nicht mehr. Und dann hab ich mich immer dagegen gewehrt. Ich
 36 hab vielleicht sie auch zu doll äh ähm (.), ich weiß nich, ob ich dann sagen kann, zu schlecht be
 37 handelt. (.) Ähm es war halt die Phase, vielleicht hab ich sie auch schlecht behandelt, aber ich
 38 bin mir sicher, dass ich was verändert habe dadurch auch und, dass jetzt nichts verloren gegang
 39 en ist. Wir lieben uns immer noch. Äh, aber sie haben sich halt (.) bisschen angepasst, veränd
 40 ert so. Und dis find ich auch ganz gut, weil ich fin-, erwarde das auch von meinen Eltern, weil
 41 diese Angepasstheit kann ich jetzt auch beziehen auf meine Schwester, die geschieden ist, zwei
 42 Kinder hat ähm, dass meine Mutter nicht sagt, du bist geschieden, du musst jetzt zu Hause im
 43 mer bleiben. Wenn du raus gehst und neue Leute kennen lernst, dann werden d- Nachbarn oder
 44 ich sagen, du bist eine Schlampe. Weil sie ja geschieden ist, sie muss ja eigentlich immer zu
 45 Hause sitzen und auf ihre Kinder aufpassen. Sie darf ja jetzt nich' einen neuen Mann kennen
 46 lernen. Oh, wenn sie einen neuen Mann kennen lernt, oh, was treibt sie denn mit ihm alles so?
 47 Es ist halt ganz schlimm. Und ich war vielleicht fies zu denen damals, aber ich habe das dann so
 48 geändert, dass meine Mutter nicht so wie die anderen Leute über meine Schwester denkt, dass
 49 sie dann nicht sagt, ne, Kino, ne. Du bist doch auch 'ne geschiedene Frau. Was sollen deine
 50 Kinder machen? (.) Kein Problem, ich pass ma auf deine Kinder auf, geh mal du, mach mal
 1 schön deinen Abend so. (.)]]

Den Beginn der Eskalation macht Gülüzar an einer bestimmten Entwicklungsphase fest, in der ihr „alles egal war“. Bei der näheren Erläuterung der Aspekte, um die es ging, wird zunächst wieder die Kultur genannt, und dann die eigenen Eltern. Auslöser war also offenbar wiederum ein Konflikt um die unterschiedlichen Kulturen in der Familie und in der deutschen Lebenswelt. Sie habe ihre Eltern auf „einmal total gehasst“ umschreibt sie die Entfremdung gegenüber der Familie. Sie fühlte sich unverstanden. Die Situation eskaliert durch die Schläge des Vaters. Vater und Tochter hatten sich zuvor „extrem doll“ gestritten. Es ging um unterschiedliche Lebensvorstellungen zwischen Eltern und Tochter. Gülüzar deutet an, dass es vor allem um spezifische jugendkulturelle Ausdrucksformen und damit um die Frage eines jugendlichen Lebensstils ging. Die junge Frau wollte Schlagzeug spielen, die Eltern untersagten dies, da es für eine „türkische Frau“ nicht angemessen ist. Es ging aber auch um weitere Aspekte, z.B. das Gülüzar ins Kino gehen möchte. Die Eltern sind dagegen: „Frauen gehen nicht ins Kino. Das machen nur Schlampen so.“ In einer Kommentierung vom Heute aus, reflektiert Gülüzar den Wandel in den Einstellungen, den die Eltern inzwischen durchgemacht haben. Inzwischen ist auch für sie ganz „normal geworden“, dass die Tochter ins Kino geht.

Die junge Frau macht deutlich, dass die verschiedenen Anlässe und Streitpunkt nur Symptome waren. Sie standen letztlich für den Anspruch der Tochter einen anderen Lebensstil zu leben, als den von der Familie vorgesehenen. Gülüzar will nicht mehr so leben, wie die Eltern es von ihr erwarten, sie will ihr „Leben ändern“. Gülüzar beschreibt hier somit den typischen Verselbständigungsprozess einer jungen Frau, die sich zunehmend gegenüber den Eltern und der Familie abgrenzt, nach eigenen Orientierungen sucht und mit verschiedenen jugendkulturellen Lebensstilen experimentiert. Innerhalb dieser türkisch-alevitischen Familie, die sich in Bezug auf Geschlechterrollen eher an traditionellen Familien- und Geschlechterstrukturen orientiert, ist dieser adoleszente Jugendprotest allerdings ein Affront. Sowohl für die

Tochter, wie für die Eltern geht es nicht allein um eine jugendlichen Verselbständigungsprozess. Der Protest gegen die elterlichen Erwartungen und geschlechtlichen Rollenzuschreibungen ist hier auch immer kulturell aufgeladen. Das Bemühen um eine Ablösung von Eltern gerät in dieser Familie zugleich auch immer zu einer Ablösung von türkisch-alevitischen Stammkultur. Gülüzar orientiert sich verstärkt an den Leitbildern, den kulturellen Ausdrucksformen, den Beziehungs- und Kommunikationsformen sowie an biographischen Konzepten, die sie im Kontext der deutschen Mehrheitskultur kennen- und schätzen gelernt hat.

Es ist vor allem immer wieder der Widerstand gegen die zugeschriebene Frauenrolle, die sie von Kindheit im familiären Herkunftsmilieu erfahren hat und die sie aufgrund der daraus resultierenden Benachteiligung als Tochter in einer patriarchalisch-türkisch Familie für sich entschieden ablehnt.

Sie reflektiert die Hintergründe diese Konflikts in der Adoleszenz. Es geht um die Entscheidung über den grundlegenden künftigen Lebensentwurf als Frau. Sie konstatiert die Parallelen zwischen türkischen und deutschen Eltern – in beiden Gruppen versuchen Eltern, die Kindern nach den eigenen Vorstellungen („nach ihrem Muster“) zu erziehen. Allerdings sieht sie hier zwei grundlegend verschiedene Muster. Entweder investieren Eltern „viel Geld in die Bildung“, damit das Kind Abitur machen kann, studieren und so auf eigenen Füßen stehen kann; oder aber sie sehen nur einen Bildungsweg bis zur zehnten Klasse vor und planen dann die frühe Heirat. Soziale und wirtschaftliche Sicherheit wird hier in der Gründung einer eigenen Familie gesehen – „dann ist es auch in Ordnung, dann beginnt halt die Ablösezeit, dann ist man selbständig.“

Gülüzar skizziert hier mit ihren Worten letztlich die Unterschiede zwischen einer traditionellen Kurzpubertät und einem ausgeprägten Bildungsmoratorium. Das traditionelle Modell, das hier die türkischen Eltern vorsehen, kennt keine gleichermaßen bildungsorientierte, freizeitkulturelle und tendenziell hedonistische Jugendphase, in der die Selbständigkeit der Heranwachsenden das sukzessive Ergebnis eigener selbstverantworteter experimenteller Lebensentwürfe und Lebensstile ist – insbesondere nicht für junge Frauen. Gülüzar hat sich indes für ein ausgeprägtes, selbstverantwortetes Bildungsmoratorium und damit letztlich für das Muster einer individualisierten Jugendbiographie entschieden. „Ich wollte allein selbstständig sein.“ Selbstständigkeit sollte hier nicht, wie im traditionellen Konzept der im Initiationsritual zugeschriebene Statuswechsel von der elterlichen Obhut in die eheliche Obhut des Ehegatten sein. Sie beansprucht für sich nichts weniger als die Unentschiedenheit und vorübergehende Freiheit einer ausgeprägten postadoleszenten Phase – ein typisches Muster der individualisierten Jugendbiographie im erweiterten Bildungsmoratorium. „Also ich wollte weder heiraten, noch damals mich sofort entscheiden, jetzt äh zu studieren oder so.“ Sicher ist sich die junge Frau in ihren grundsätzlichen Bildungsambitionen. Sie will die Oberschule erfolgreich beenden und das Abitur erreichen. „Ich hab doch erstmal gar nicht bedacht, wie weit das gehen würde.“ Die weitergehenden Pläne? Bleiben erst mal offen. Nur soviel ist sicher: ich will anders leben. „Anders“ – das bezieht sich hier auf den Lebensstil der eigenen türkisch-alevitischen Eltern und die darin für sie vorgesehene Frauenrolle der immergleichen Hausfrau, Mutter und ewigen Gastgeberin ihres Familienbesuchs. Gülüzar beschreibt als Gegenmodell ein typisch jugendkulturelles Muster. „ich will Musik machen, ich will tanzen, ich will mein Leben anders gestalten, als immer zu Hause zu sitzen und

irgendwie Tee zu machen und die Gäste zu bedienen.“ Anders aber auch als die Rolle, die sie damals als Heranwachsende in der eigenen Familie zu spielen hat: die gehorsame Tochter, die immer pünktlich zu den vorgegebenen Ausgehzeiten „nach Hause kommt“, die sich dabei noch „beleidigen lässt“ und die einem steten „psychologischen Druck“ ausgesetzt ist. „Das wollte ich einfach nicht mehr. Und dann habe ich mich immer dagegen gewehrt.“

In einer selbstkritischen Reflexion räsoniert Gülüzar, dass sie möglicherweise die Eltern in dieser Phase ihres Jugendprotestes überfordert, sie „zu schlecht behandelt“ haben könnte. Nichtsdestotrotz rechtfertigt sie auch im Nachhinein ihren adoleszenten Widerstand und Trotz gegen die elterlichen Erwartungen an die Heranwachsende, da sie damit doch was erreicht habe („dass ich auch was verändert habe“. Und eine nachhaltige Entfremdung zwischen Eltern und Tochter kann sie auch nicht sehen. „Wir lieben uns immer noch.“ Sie beschreibt die Reaktion der Eltern als einen Lernprozess, als „Anpassungsprozess“, wie sie sagt. Anpassung meint hier die Öffnung gegenüber den liberaleren und toleranteren Erziehungsvorstellungen, die den Kindern einen größeren Spielraum und ein größeres Selbstbestimmungsrecht innerhalb der eigenen Entwicklung und für die Gestaltung der eigenen Lebensführung zugestehen. Und den Erfolg sieht sie nicht nur in bezug auf die eigene Person, sondern insbesondere auch mit Blick auf die Schwester. Gülüzar’s Schwester ist inzwischen geschieden. Für traditionell orientierte Türken bedeutet das die Erwartung, dass die geschiedene Frau sich weitgehend aus der Öffentlichkeit zurückzieht und sich auf die Betreuung der eigenen Kinder und den eigenen Haushalt konzentriert. Gülüzar’s Mutter sieht das aber inzwischen anders, erweist sich als nachsichtig, wenn ihre Tochter auch mal ausgehen möchte, ins Kino oder vielleicht auch einen „neuen Mann kennen lernen“ will. Im Gegenteil, sie unterstützt die geschiedene Tochter und passt schon mal auf die Kinder auf, „geh Du mal, mach mal schön deinen Abend.“

N2 22/01 – 22/22 – „Ich blute überall, ich bin überall blau“ – Gewalteskalation

1 So ist es dann und diese
2 Veränderung müsste dann, musste dann auch kommen, dass ich dann auch vielleicht fies und
3 gemein zu denen war, dass ich dann ähm gedacht habe, ne, es geht nicht, dann ist alles ausein-
4 ander irgendwie gebrochen und äh explodiert, bis wir uns dann, bis mein Vater mich dann ex-
5 trem doll geschlagen hat. (.) Und äh das war ganz schön brutal, weil ich hab da extreme Tritte
6 gekriegt. Ich konnt mich einfach nich’ mehr wehren. Ich lag dann auf dem Boden. Er hat ir-
7 gendwie meine Haare gehalten und gezogen und während ich dann die ganze Zeit geschrieen
8 hab und dann hat er, dann mich, hat er mich getreten die ganze Zeit. Also ein Tritt nach dem an-
9 deren. Wo äh meine Mutter versucht hat eigentlich, mich da raus zu ziehen, aber sie hat’s eher
10 gehindert, weil sie meine Arme gehalten hat und, weil sie mich raus ziehen wollte, aber dadurch,
11 dass sie meine Arme gehalten hat, konnte ich mich gar nicht wehren. Ich konnte mich gar nich’
12 halten oder beschützen oder meinen Bauch halten, dass ich keine Tritte dahin kriege. Und das
13 war alles irgendwie so, als ob ich irgendwie gekreuzigt wurde und irgendwie erschießt mich, bit-
14 te. Tut alles äh, tut mir weh, so nach dem Motto. Das war, ich war echt hilflos und ich hatte
15 überall blaue Flecken und es ging mir einfach scheiße und ich hab sogar geblutet. Und das war
16 dann vorbei alles für mich, weil dis ’is ein Menschen so klein zu machen, deine eigenes Kind so
17 klein zu machen und so was von grausam zu bestrafen äh, wie gesagt, das war ja so noch zusätz-
18 lich für mich so `ne extrem- . ehrlich (.) bin gegen alles . reagiere auf das reaktionär und ich will
19 alles verändern und das war noch zusätzlich zuviel. Dis war dann einfach, da hab ich einfach ag-
20 gressiv dagegen reag-. Ich wollte dis nich’. Ich wollte nich’, dass man eine Frau so behandelt,
21 das wollte ich nich’. Hab ich gesagt, ok, ihr habt mich geschlagen. Äh ich blute überall, ich bin
22 überall blau. Äh, ich geh jetzt. Ich bin dann gegangen. (.)]]

Gülüzar kommt zurück auf den gewalttätigen Streit mit dem Vater und beschreibt die Situation als zwangsläufige Explosion einer nach und nach eskalierenden Konfrontation zwei gegensätzlicher Lebensstile zwischen den Generationen. Die junge Frau schildert detailliert und narrativ hoch ausgestaltet die Gewalt, die sie an diesem Tag durch den Vater erfahren hat. „Das war ganz schön brutal.“ Das Mädchen bekommt Schläge, liegt bereits am Boden. „Er hat irgendwie meine Haare gehalten und gezogen und während ich dann die ganze Zeit geschrien hab und dann hat er, dann mich, hat er mich getreten die ganze Zeit. Also ein Tritt nach dem anderen. Die Mutter will sei schützen, hat aber keinen Erfolg, verhindert so vielmehr, dass die Tochter sich zumindest mit den Armen vor der Gewalt des Vaters schützen kann. Gülüzar ergibt sich in der Folge ganz dieser brutalen Schläge und Tritte. „Als ob ich gekreuzigt wurde und irgendwie erschießt mich, bitte.“ Die junge Frau hat am Ende überall blaue Flecke und blutet sogar. „Und das war dann vorbei alles für mich.“ Sie ist entsetzt über diese Gewalt, wie man die eigene Tochter „so klein machen“ kann, wie sie „grausam“ bestraft wird, weil sie sich wehrt gegen die traditionelle, patriarchale Erziehung der eigenen Familie. „Ich wollte das nich’. Ich wollte nich’, dass man eine Frau so behandelt. „Hab ich gesagt, o.k., ihr habt mich geschlagen. Äh ich blute überall, ich bin überall blau. Äh, ich geh jetzt. Ich bin dann gegangen.“

N2 22/22 – 22/33 – Ausbruch aus der Familie

22 Dann war ich bei
23 einer Freundin, bei einer Frau, die ich hier in dieser Einrichtung kennen gelernt habe. Das war
24 echt ’ne krasse Zeit so, wenn ich darüber denke, dann wird ich echt sehr sentimental. (.) Die hat
25 mich dann in dieses Frauenheim dann gebracht und da waren auch Frauen, die dann, wo ich
26 dann meinen Eltern angerufen habe und meine Mutter am Telefon geweint hat und mich gefragt
27 hat, wo ich bin. Da hab ich ihr gesagt, dass ich nicht mehr nach Hause komme, dass ich in einem
28 Heim bin und, dass ich auch nicht mehr nach Hause kommen werde, denn äh (.) so will ich nich’
29 leben mit denen und ich will auch nich’, dass, dass sie mich schlagen und ich will auch über-
30 haupt nich’ geschlagen werden. (.) Und äh (.), dass, dass ich mich einfach... Ich war einfach to-
31 tal krank. Also ich kann-, ich hab drei Tage nich’ schlafen können, weil ich einfach so krasse
32 Schmerzen hatte. Ich hab überall... Das waren richtig schlimme Schmerzen, weil ich einfach
33 überall geschlagen worden bin.]]

Sie kommt zunächst bei einer Freundin unter. Gülüzar beschreibt die Folgezeit als „echt krasse Zeit“ und bekennt „sentimental“ zu werden, wenn sie an diese Phase zurückdenke. Die Freundin vermittelt ihr den Kontakt zum Frauenhaus, wo sie in der Folge untergebracht wird. Sie meldet sich von dort telefonisch bei der Mutter. Die Mutter weint und fragt nach dem Aufenthaltsort der Tochter. Aber Gülüzar bleibt konsequent. „Da hab ich ihr gesagt, dass ich nicht mehr nach Hause kommen werde, dass ich in einem Heim bin und, dass ich auch nicht mehr nach Hause kommen werden, denn äh (.) so will ich nicht leben mit denen und ich will auch nich’, dass sie mich schlagen und ich will auch überhaupt nicht geschlagen werden.“ Die junge Frau laboriert noch einige Tage an den Folgen der Verletzungen durch die Schläge. „Ich hab drei Tage nich’ schlafen können, weil ich einfach so krasse Schmerzen hatte.“

N2 22/33 – 22/48 – Mädchenheim und Frauen-WG

33 Und ja, und dann war ich drei Tage da in diesem Heim. (..)
34 Und hab dann immer wieder mit meiner Mutter telefoniert und dann hat die Heimleiterin, oder
35 wie auch immer, äh mit meiner Mutter telefoniert und hat mit mir dann auch gesprochen, ob sie

36 halt eine Anzeige gegen meinen Vater erstatten wollen. Und ähm (.) ja ich hab dann ihn wieder
 37 in Schutz genommen, was halt ganz viele junge Frauen tun, weil (.) die Familie (...) gibt dir auch
 38 diesen Druck -halt wieder jetzt zum Thema psychologischer Druck- äh. Die signalisieren dir
 39 auch, dass (...), dass wenn du weg willst von zu Hause, dass du ausgeschlossen wirst aus der Fa-
 40 milie, dass du dann nichts mehr wert bist. Und ganz viele türkische Frauen haben Angst, ihre
 41 Familie zu verlieren. Und genau das haben sie bei mir auch (.), ne, symbolisiert. Mit mir haben
 42 sie, sind sie auch so umgegangen. Wenn du jetzt woanders gehst anstatt zu sagen, ey, komm
 43 nach Hause. Wir machen alles wieder gut und (.), was weiß ich, so irgendwie, keine Ahnung. Es
 44 is' total krank einfach. Ehm, war's halt gar nicht so, nur bei meiner Mutter war es so. Ich hab
 45 echt gemerkt, meine Mutter hat mich extrem doll lieb und die wollte auch nich', dass es so pas-
 46 siert is'. Dis war halt echt 'nen Konflikt zwischen meinem Vater und mir. (.) Mein Vater hat
 47 symbolisiert: Die is' in ein Heim gegangen (...), ok, dann tschüss so. Dann soll sie auch nich'
 48 noch mal nach Hause kommen.]]

Gülüzar ist zunächst nur für kurze Zeit in dem Mädchenheim – drei Tage lang. Der Kontakt zur Familie bricht aber nicht ganz ab. Auch die junge Frau sucht die Verständigung mit den Eltern und ruft zu Hause bei der Mutter an – „immer wieder“, wie Gülüzar betont. Die Leiterin der Einrichtung erwägt –offenbar angesichts der sichtbaren Verletzungen – eine Strafanzeige gegen G's Vater, aber die junge Frau weicht davor zurück. Eine Anzeige wäre für sie auch eine nachhaltige Bruch mit der eigenen Familie, den sie letztlich nicht will. Das Mädchen nimmt deshalb den Vater eher „wieder in Schutz“. Gülüzar sieht sich mit diesem Verhalten in einem typischen weiblichen Konfliktbearbeitungsmuster, das letztlich auf dem psychologischen Druck der Familie beruhe. Die latente Drohung („die signalisieren Dir auch“) zielt auf das Verstoßen der Tochter durch die eigene Familie („dass Du ausgeschlossen wirst.“) – eine Option, die auch für Gülüzar undenkbar ist. Sie reflektiert sie soziale Bedeutung einer solchen Ausgrenzung aus dem Familienverband. Das Verstoßen wäre nicht nur ein Akt zwangsweiser Verselbständigung einer jungen Frau, die künftig alleine und eigenverantwortlich ihr Leben gestalten müsste. Die familiäre Ausgrenzung zielt – im Blick der jungen Frau – auch unmittelbar auf das Selbstwertkonzept und damit auf die intakte Identität der jungen Frau („dass Du dann nichts mehr Wert bist.“). Die Antizipation einer solchen sozialen und kulturellen Negierung der gesamten Persönlichkeit im sozialen Kontext des Herkunftsmilieus erscheint Gülüzar als höchst mögliche Sanktion eines Konflikts mit den Eltern und der eigenen Familie. „Nichts mehr Wert“ – das zielt auf den Verlust sozialer Anerkennung, als Verlust des kulturellen Kapitals im sozialen Herkunftsmilieu und damit etwa als potenzielle Ächtung gegenüber der Möglichkeit soziale Beziehungen, Kontakte und Partnerschaften einzugehen. Die „Entwertung“ der eigenen Persönlichkeit durch Eltern und Familie bleibt damit aber auch bei dieser modernen und kritisch selbstreflexiven jungen Frau ganz der sozialen Ordnung eines traditionellen Ehrkonzepts verhaftet und verpflichtet. Denn eine „Entwertung“ der Persönlichkeit ist ja ausschließlich als umfassende soziale Ausgrenzung und Diskriminierung durch das soziale Herkunftsmilieu des eigenen türkisch-alevitischen Kontextes denkbar, das durch die negative Sanktionierung der Eltern initiiert würde. Dabei ist unerheblich, ob diese antizipierte Befürchtung des Mädchens eine realistische und empirische Basis hat oder lediglich phantasiert wird. Handlungswirksam wird es bereits als erwartete Norm des familiären Milieus.

Gülüzar stellt ihren Fall denn auch in den kulturellen Kontext der türkischen Community und verallgemeinert dadurch das eigene Beispiel als typische Erscheinungsform. Die Angst vor der endgültigen Trennung von der Familie ist nicht etwa

ihre eigene persönliche Abhängigkeit und damit möglicherweise eine persönliche Schwäche und Unfähigkeit zu Selbstbestimmung und Selbstverantwortung. Es ist vielmehr ein typisches Muster unter „vielen türkischen Frauen“.

Sie beschreibt die Reaktion der Eltern auf ihren Auszug ins Mädchenheim als einerseits als fortgesetzten psychologischen Druck, der eher auf Drohgebärden setzte als auf das Bemühen um Versöhnung und Wiedergutmachung „Es is’ total krank einfach.“. Allerdings differenziert Gülüzar die Reaktionen der Eltern. Die Mutter nimmt sie in dieser Zeit des Konflikts als liebevoll („extrem doll lieb“) und bemüht wahr, der es leid tut, dass es zu dieser Zuspitzung des Konflikts gekommen ist „Die wollte auch nich’, dass es so passiert is’“.

Den Vater bewertet Gülüzar in dieser Episode diametral anders. Die Auseinandersetzung mit der Familie war vor allem ein Konflikt zwischen Vater und Tochter. Der Vater deutet den Auszug als endgültigen Bruch mit der eigenen Tochter – „Ok, dann tschüß so, dann soll sie auch nich’ noch mal nach Hause kommen.“

N2 22/48 – 23/05 – Vorsichtige Kontaktaufnahme

48 Und ich hab dann ’n halbes Jahr dann woanders gelebt auch
49 gewohnt, hab, weil ich nich’ mehr nach Hause wollte und so in meinen Teilschritten (.) irgend-
50 wie, ich weiß ehrlich gesagt selber nich’ mehr wie es dazu kam, dass ... Doch ich weiß es. Ähm

1 (..) das war dann so, dass in Teilschritten die Frau, die hier in dieser Einrichtung auch ist, Kontakt
2 zu meiner Mutter aufgenommen hat und hier vermittelt hat, dass sie in sicheren Händen, also,
3 dass ich in sicheren Händen bin, dass mir nichts passiert is’, dass ich bei ihr wohne, weil meine
4 Mutter auch diese Frau kennt seit Jahren und auch meine Mutter erstmal aus- . ein- und ausat-
5 men konnte, weil sie jetzt äh . sehr beruhigt war (.)][

Der Auszug aus dem Elternhaus hat für Gülüzar zunächst einmal dauerhaften Charakter. Der Konflikt wird somit nicht innerhalb weniger Tage gelöst, die junge Frau lebt vielmehr ein „halbes Jahr woanders.“ Die spätere Versöhnung mit den Eltern beschreibt Gülüzar als sukzessiven Prozess unter Beteiligung professioneller Hilfe. Die Heimleiterin der Einrichtung stellt schrittweise („Teilschritten“) den Kontakt zur Familie wieder her und versichert sich dabei, dass dem Mädchen dort keine weitere Gefahr oder Misshandlung droht (dass ich in sicheren Händen bin.“). Sie baut Kontakt zur Mutter auf und vermittelt gegenüber der Familie des Mädchens. Sichtbar wird, dass Gülüzar in diesem halben Jahr nicht im Mädchenheim wohnt, sondern in einer Wohngemeinschaft mit der Heimleiterin. Die Mutter kann sie somit „in sicheren Händen“ wahren und weiß, dass ihrer Tochter keine Gefahr droht außerhalb der Familie. Offenbar ist die Sozialpädagogin der Mutter bereits seit längerem bekannt („diese Frau kennt seit Jahren“) – aus welchem Kontext, das erzählt die junge Frau aber nicht. Gegenüber der Familie, vor allem der Mutter erweist sich diese Strategie als deeskalierend und offenbar erfolgreich. Gülüzar beschreibt, dass die Mutter langsam wieder zur Ruhe kommt („sehr beruht war“) und erleichtert ist über die Situation.

N2 23/05 – 23/11 – Wiederannäherung an die Familie

5 Und ähm und dann hat sie mal den
6 Kontakt zu dieser Frau aufgenommen und hat immer auch mit ihr telefoniert und wollte dann
7 auch mich sprechen. Dann hat ich auch sie gesprochen, aber immer sehr distanziert un- dann
8 wirklich nach acht, neun, zehn Monaten, also nich’ wegen so ’m Punkt Streit. Dann nach acht,
9 zehn Monaten dann langsam erste Schritte (.) und dann auch ’n erstes Treffen so und ja und ir-
10 gendwann mal vielleicht nach ’m Jahr oder so, nach anderthalb Jahren (.), wenn ich dann wieder

11 zurück zu meinen Eltern gezogen (.).]]

Während Gülüzar zunächst berichtet, dass sie unmittelbar nach dem Konflikt mit den Eltern noch telefonisch Kontakt hatte mit der Mutter, deutet sie in dieser Sequenz an, dass für eine längere Zeit doch die Kommunikation mit den Eltern bzw. der Mutter unterbrochen war und erst wieder hergestellt werden musste. Die Initiative ging offenbar von der Mutter aus, die den Kontakt zu der Heimleiterin sucht und später regelmäßig und häufig mit ihr telefoniert. Die Mutter sucht den Zugang zu ihrer Tochter, wird aber zunächst auf Distanz gehalten. Später kommt es zu ersten Telefongesprächen, dabei bleibt das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter aber „immer sehr distanziert“. Zu einer persönlichen Annäherung kommt es erst nach 8-10 Monaten. Man trifft sich mal („n erstes Treffen“) und in der Folge entschließt sich die junge Frau nach ein bis anderthalb Jahren wieder zur Familie zurückzukehren.

N2 23/11 – 23/20 – Rückkehr in die Familie

11 Dann muss, kann ich mich noch erinnern, ich hab all meine Sachen weder mitgeschleppt, die ich
12 dann von meinen Eltern, wo ich dann aus dem Heim ähm mit dieser Frau zu mir nach Hause ge-
13 gangen bin, meine Eltern nich' da waren. Ich hab versucht alles Mögliche einzupacken, so krass
14 schnell wie möglich diesen Umzug zu machen, dass ich einfach meine Bücher, meine Sachen
15 habe und neu anfangen kann. (.) Äh oder weiterhin zur Schule gehe mit dem, mit den Büchern
16 halt neu anfangen in einer W-, andern Wohnung mein ich jetzt. Und ähm ja und dann war ich
17 halt mit meinen Büchern nach anderthalb Jahren da und ging in mein altes Zimmer (..). In die-
18 sem Zimmer bin ich heute immer noch. (.) Und äh, aber es hat sich vollkommen verändert. An
19 dem Tag, wo ich zurückkam, hab ich total geheult, weil ich so bereut habe, da wieder eingezo-
20 gen zu sein. (Pause 4sec.)]]

Dass sie inzwischen doch eine Art eigenen Hausstand hatte macht Gülüzar durch die Erzählung der Umzugsmodalitäten deutlich. Sie hatte viele Sachen aus der elterlichen Wohnung mitgenommen, die jetzt alle wieder in das Elternhaus zurück müssen. In der Erzählung werden jetzt aber beide Umzüge narrativ vermengt. Gülüzar erinnert zum einen noch mal an den überstürzten Auszug aus dem Elternhaus in der Folge des Konflikts. Die Eltern sind nicht zu Hause, als das Mädchen gemeinsam mit der Mitarbeiterin des Heims die persönlichen Sachen holt. Gülüzar packt auf die schnelle möglichst viele Sachen ein, die ihr wichtig sind: ihre Bücher und persönliche Sachen. Am wichtigsten war aber, möglichst schnell diesen Umzug hinter sich zu bringen. Der Auszug aus dem Elternhaus sollte eben beides sein: einerseits eine Zäsur angesichts einer unhaltbaren Situation mit den Eltern; andererseits sollte dieser Neuanfang aber auch eine Kontinuität innerhalb ihrer Lebensführung ermöglichen. Die Schulausbildung sollte auch in einer „anderen Wohnung“ weitergehen und dafür braucht sie auch ihre Bücher.

In einer Ergebnissicherung reflektiert und resümiert Gülüzar jetzt die Rückkehr aus ihrem vorübergehenden Exil. Nach anderthalb Jahren kehrt sie mit all ihren Sachen und ihren Büchern wieder zurück in die elterliche Wohnung und in ihr „altes Zimmer.“ Dass diese Rückkehr letztlich erfolgreich war, zumindest in der Hinsicht, dass es zu keinen weiteren Katastrophen mit den Eltern kam, macht die Interviewerin durch einen Kommentar aus dem Heute deutlich: „Und in diesem Zimmer bin ich heute immer noch.“ Die Voraussetzung dafür macht sie durch einen kommentierenden Satz deutlich: „Und äh, aber es hat sich vollkommen verändert.“ Das soll heißen: auch wenn die Rückkehr in die elterliche Wohnung und sogar in das eigene Kinderzimmer eine Rückkehr in die ehemals problematische und konflikträchtige soziale

Situation dieser türkischen Familie zu sein scheint, hat sich doch wesentliches geändert. Die sozialräumliche Situation weist zwar Kontinuität aus, aber auf der Interaktionsebene und in der sozialen Beziehung zu den Eltern hat sich offenbar nachhaltiges verändert. Und erst das ist die Voraussetzung für die erfolgreiche und dauerhafte Rückkehr in die Obhut der eigenen Familie.

Dieses Happy End erscheint der jungen Frau auch im Nachhinein nicht wie selbstverständlich. Noch am Tag des Wiedereinzugs zweifelt sie an der Richtigkeit ihrer Entscheidung. Bei der Rückkehr „habe ich total geheult“, weil sie „so bereut habe, da wieder eingezogen zu sein.“ Der Erfolg der Rückkehr erschien ihr somit keineswegs ausgemacht. Die junge Frau antizipiert auch die Möglichkeit eines Fehlers und das impliziert wohl die Option, dass sich möglicherweise daheim gar nichts wesentliches geändert habe. Die Rückkehr wäre dann lediglich die Rückkehr in die alte soziale Situation und den alten Status als fremdbestimmte und untergeordnete Tochter ihres traditionellen, autoritären und gewalttätigen Vaters.

N2 23/20 – 23/25 – Reflexionen über Familie und Selbstbestimmung

20 Ja, aber es hat
21 sich halt geändert alles. Ich ... ja, keine Ahnung. Ich wurd damals nich', wurde damals nich' be-
22 achtet, irgendwie nich' umarmt (...). Ich hatte keine Spielsachen, keine Puppen, überhaupt gar
23 nichts so und bin in Heim ge- äh gegangen und (...) hab da zwar 'ne Woche gelebt, aber trotz-
24 dem dann ein Jahr woanders gelebt, weil ich (...) mich dann gegen meine Eltern gestellt habe und
25 gegen meine Familie. (...)]]

In einem eigentheoretischen Kommentar resümiert Gülüzar noch einmal die Beziehung zu ihren Eltern im Kontext des Konflikts. In einer Erzählsegmentankündigung betont sie zunächst noch einmal den grundlegenden Wandlungsprozess nach der Rückkehr aus dem Mädchenheim, bzw. der Wohngemeinschaft. Dabei abstrahiert sie im Weiteren aber von dem konkreten Anlass dieses Konflikts (Gewalt durch den Vater) und stellt die Probleme mit den Eltern als grundlegende Beziehungsproblematik ihrer Kindheit und ihres Verhältnisses zu den Eltern dar. Ohne weitere Überleitung oder Einführung schlägt sie den Bogen von einer emotional vernachlässigten Kindheit bis zu den Verselbständigungsprozessen als junge Frau. Ich wurde „nicht beachtet“; ich wurde „nich umarmt“ und „hatte keine Spielsachen, keine Puppen“ – das beschreibt ein vielschichtiges Tableau der Geringschätzung, der Missachtung und der fehlenden emotionalen Bindung an die eigenen Eltern. Der konflikthafte Auszug aus dem Elternhaus erscheint jetzt nicht als situative Reaktion auf die eskalierende Gewalt durch den Vater, sondern als demonstrativer Schlusspunkt gegenüber einer langjährigen Vernachlässigung dieses Mädchens in dieser Familie. „Überhaupt gar nichts“ habe sie gehabt und kennzeichnet sich so gleichsam als Aschenputtel der Familie. Der Ausbruch ins Mädchenheim wirkt in diesem Zusammenhang wie eine Katharsis angesichts der systematischen Missachtung von Gülüzar's persönlichen Bedürfnissen und Entwicklungsprozessen. „Bin ins Heim ge- äh gegangen.“ Weist auf die Souveränität dieser jungen Frau, zwar durch die Schläge in extremer gedemütigt und verletzt worden zu sein, aber dann doch die Eigeninitiative aufzubringen und aus dieser desolaten und gepeinigten Situation auszubrechen.

Der Wechsel vom Heim in die Wohngemeinschaft unterstreicht diesen Akt des selbstbestimmten und selbst gewählten Ausbruchs der jungen Frau aus den Traditionen dieser türkisch-alevitischen Familie. Der Heimaufenthalt dauerte zwar nur eine Woche, sie wohnt in der Folge „aber trotzdem dann ein Jahr woanders“ und zwar

weil sie es so will („weil ich (.) mich dann gegen meine Eltern gestellt habe und gegen meine Familie“). Die Ergänzung („und meine Familie“) verweist darauf, dass es hier nicht nur um einen persönlichen Beziehungskonflikt geht, sondern auch um den soziokulturellen Kontext des familiären Herkunftsmilieus. Der gewalttätige Vater war somit zwar der Anlass – verlassen wurde aber explizit die ganze Familie. Die Klage über die Vernachlässigung und Missachtung ihrer besonderen Persönlichkeit richtet sich mithin nicht nur gegen die Eltern, sondern zielt auf den gesamten sozialen Kontext der Familie.

N2 23/25 – 23/48 – Das türkische Herkunftsmilieu – zwischen Tradition und Wandel

25 Ja und dann hat es irgendwie doch noch geklappt, aber es gibt trotzdem heute immer noch Sa-
26 chen, die nich' klappen. Ich glaub, ich werd immer kämpfen in meinem Leben. (..) Is' schon
27 sehr (..) ... Ich find's schade, dass ich gerade in dieser Generation geboren bin (.) So, manchmal
28 bin ich vielleicht sehr egoistisch, manchmal wünsch ich mir ... Ich weiß ganz genau ...Meine
29 Cousine, die is' jetzt bald fertig mit ihrem mmm Lehrstudium jetzt ähm, die studiert seit vier
30 Jahren Geschichte und Deutsch und die is' bald fertig, die is' da sehr ehrgeizig und vor vier Jah-
31 ren war sie auf einem Gymnasium in ehm Schöneberg, glaub ich, (.) und ähm und jetzt macht sie
32 ein Praktikum dort und äh sie war total schockiert, weil sie gesagt hat, dass ehm türkische Pär-
33 chen Hand in Hand da in der Schule laufen, dass sie sich küssen. Sie war total geschockt, weil
34 sie damals selber auf dieser Schule war und sie auch einen Freund hatte, jeder hatte einen
35 Freund, aber man hat sich immer heimlich getroffen. Man hat sich dann entweder im Auto ge-
36 getroffen, sodass halt keiner mal ein sehen konnte, dass ein Treffpunkt im Auto war oder irgend-
37 wo anders. Im Kino hat man sich getroffen oder man is' irgendwie woanders hinge-, aber nie in
38 der Öffentlichkeit Hand in Hand und küssen, oh mein Gott und wie ... Die war voll schockiert
39 (lacht). Ich hab ihr gesagt, naja, das passiert. Das... Die Generation ändert sich. Sie hat mich an-
40 geguckt, aber meinst du, dass sind . vier Jahre. In vier Jahren hat sich schon so viel verändert?
41 Nich' zu fassen, meinte sie. (.) Und ich find das gut, wenn , wenn Leute (.), wenn es ihnen egal
42 is', wenn, wenn sie einfach selbstbewusster werden. Aber es gibt immer, dis is' halt so 'ne Min-
43 derheit noch. Ich finde diese (.) Gesamtheit sollte sich irgendwie ändern und nich' mein dieses
44 konservative Denken: In der Türkei war es damals so und wir müssen es heute weiterführen.
45 Türkei hat sich schon längst verändert. Das is' so was von anders geworden. Die Leute (.) hier,
46 ich weiß nich', wo ihr Kopf (.) in welchem Sta-, äh Sand der Kopf bei denen steckt. Ich hab kei-
47 ne Ahnung. Irgendwo in äh (.), wie sagt man, ähm (..) fünfzehnten Jahrhundert (lacht), Mittelal-
48 ter (lacht). Ja. (..)]

Der konstatierte Erfolg („hat es doch noch geklappt“) bezieht sich auf den glücklichen und erfolgreichen Wandel in den Beziehungen zwischen Gülüzar und ihren Eltern. Ganz problem- und konfliktlos ist aber auch das gegenwärtige Verhältnis. Gülüzar – so bekennt sie – muss wohl auch weiterhin „kämpfen“, und sie hält dies für ein Merkmal ihres Lebens. Auch hier bezieht die junge Frau wiederum auf einen verallgemeinerten sozialen Kontext, in dem sie sich als exemplarisches Beispiel ihrer Generation sieht. Sie bedauere manchmal, „gerade in dieser Generation geboren zu sein“. Gleichzeitig reflektiert sie die Angemessenheit ihrer eigenen Bedürfnisse und Vorstellungen und fragt sich, ob sie angesichts der Unterschiede zu ihrem kulturellen Milieu vielleicht zu egoistisch sei. Als Beispiel nennt sie die Einstellungen und den Lebensstil ihrer Cousine. Auch sie eine erfolgreiche Bildungsaufsteigerin mit akademischem Studium und geplantem Lehrereexamen. Die Cousine ist schockiert über die Liberalität und Freizügigkeit der türkischen Jugendlichen in ihrem Stadtteil. Türkische Jugendliche, die als Pärchen offen in der Schule flanieren und sich gar küssen. Als Kontrast skizziert Gülüzar die Konventionen der eigenen Jugend und die der Cousine. Liebesbeziehungen waren hier allenfalls heimlich möglich. Die Präsentation einer Beziehung in Öffentlichkeit war absolut tabu, allenfalls in der intimen Dun-

kelheit des Kinos oder im Auto waren Zärtlichkeiten und Intimität denkbar. Die Cousine „war voll schockiert“ und Gülüzar macht deutlich, dass mit „dieser Generation“ die Prüderie und die traditionellen Einstellungen und Sitten der Heranwachsenden bzw. jungen Erwachsenen der Zweiten Generation unter den türkischen Migranten gemeint ist. Sie distanziert sich damit vom Mainstream ihrer Generation und beansprucht längst die Freizügigkeit, die sie inzwischen bei den Jüngeren findet.

Das Optimistische an diesem Befund und dieser Episode ist für Gülüzar, dass es nur vier Jahrgänge sind, die die pruden von den liberalen jungen Türken unterscheidet. Das verweist implizit auf die Dynamik des sozialen und kulturellen Wandels, auf den die junge Frau gerade auch für sich selber hofft. Ein Grund zur Euphorie scheint ihr das aber nicht. Auch die beobachtbaren Beispiele einer neuen Freizügigkeit gelten ihr allenfalls als Minderheiten inmitten einer „Gesamtheit“ „konservativen Denks“.

Dass es sich dabei um einen Kulturkampf handelt, den sie nicht nur in der Auseinandersetzung mit den eigenen Eltern führt, sondern letztlich gegen den Konservatismus der türkisch-stämmigen Community insgesamt, macht sie zum Schluss dieses Segments deutlich. Der Vorwurf: Letztlich seien die türkischen Migranten in Deutschland sogar konservativer und traditionalistischer als die Türken in der Türkei – sie sind gleichsam päpstlicher als Papst. Die „Türkei hat sich schon längst verändert“. Hier dagegen stecken die türkischen Migranten „den Kopf in den Sand“. „Irgendwo in äh (.), wie sagt man, ähm (..) fünfzehnten Jahrhundert (lacht) Mittelalter (lacht). Ja.“

Ende des Einschubs aus der immanenten Nachfragephase – weiter mit der Ersterzählung

07/18 – 08/22 – Kulturelle Identität zwischen Deutschen und Türken

18 Also, (.)
19 wenn ich... Deswegen hab ich wahrscheinlich, bin ich auch, ich weiß nicht, ob ich jetzt sagen
20 kann, ich bin vielleicht zu deutsch oder ich bin deutsch geworden oder ich hab mich integriert.
21 Ich mein, ich bin zum Beispiel in ganz vielen (.) 60er, 70er Jahren-Discos. Ich, ich geh über-
22 haupt nicht auf türkische Partys oder türkische Discos oder generell gar nicht mehr auf türkische
23 Hochzeiten, weil ich einfach die Schnauze voll hab von so was. Ich weiß, die sind alle künstlich,
24 oberflächlich. Man kann nicht mal Alkohol da trinken. Ich mein, ich bin jetzt nicht Alkohol
25 süchtig oder so, aber es geht einfach nur darum, du bist Frau, du kannst kein Alkohol trinken.
26 Alkohol hier steht nur für Männer auf den Tischen, nur. Und dis is' auch so 'ne Sache, egal wo-
27 hin du gehst, gibt es immer diese Unterscheidung und auch wenn, und das hab ich auch ähm,
28 darüber hab ich auch sehr oft nachgedacht, ich weiß, dass es sehr viel intellektuelle türkische
29 Frauen und Männer gibt, sehr viele Linke, sehr viel Leute, die was bewegen wollen, für Frauen
30 kämpfen, Frauenrechte ehren und so weiter und so fort (.). Aber die alle, die ich alle kennen ge-
31 lernt habe, die schon wirklich wesentlich auch älter sind, 40, 50 mittlerweile geworden sind, die
32 haben alle geheiratet, haben alle Kinder gemacht und sind alle, gehen alle nach der alten kultu-
33 rellen Tradition. Alle. Also nach diesen Werten. Und keiner, ich mein, es is (.), erstmal den Satz
34 beenden. Keiner kann sich wirklich direkt davon ablösen. Zu sagen, ich wird jetzt rebellieren,
35 ich werd vollkommen anders sein. Ähm (.) es, man kann auch das gar nicht, weil man in einer
36 Familie wächst, wo von Kind aus diese Werte einem vermittelt werden, wo man nicht wirklich
37 sich davon auch ablösen kann. Weil es gibt auch verdammt schöne Sachen, die ehm in meiner
38 Kultur einfach mich extrem befriedigen, die mir wirklich sehr, sehr, sehr gut tun. Sei es, zum
39 Beispiel, auch die türkische Musik, sei es auch diese Herzenssache, dass, dass es selbstverständ-
40 lich is', wenn ein Gast kommt, dass man mit dem Gast isst, dass man mit dem Gast trinkt, dass
41 man mit dem Gast redet, dass man ehm (.) ihn auch gleich betrachtet. Also, niiiiiee... Das hab
42 ich zum Beispiel auch in deutsche Familien gemerkt, dass wenn ich irgendwohin zu essen gehe,

43 dann wird denn immer gefragt, ja, was machst du denn? Hast du dein Abitur? Immer so diesen
44 Status, was für'n Status hast du. Bist du gebildet? Hast du Abitur schon gemacht? Hast du stu-
45 diert? Und diese Herzenssache, (.) diese emotionale Sache wird überhaupt nicht irgendwie her-
46 ausgefordert, gar nicht danach gefragt, sondern immer diese Rationale. Was ist einmal ein oder
47 so, nach dem Motto. Ja, ok. Ich bin hier zur Schule gegangen, aber es gibt auch noch andere in-
48 teressante Sachen über die ich gerne reden will oder sprechen will. Und das hab ich in der türki-
49 schen Familie eher gelernt. Und das schätze ich auch sehr, weil da geht's gar nicht was für ein
50 Status du hast, sondern da sind alle gleichberechtigt. Alle werden geliebt, alle. Dann umarmt

1 man sich und ehm, es ist schön dich hier zu haben oder wenn ich zum Beispiel zu meiner Fami-
2 lie in der Türkei gehe, zu meiner Tante. Klar fragt sie mich, wie läuft's mit der Schule und so.
3 Ja, ich mach halt weiter. Lern schön brav und bla bla bla. Das machst du schon. Motiviert wird
4 gut, findet sie toll. Sie weiß, wie stark ich und selbstbewusst ich bin, dass ich das auch schaffe.
5 Sie motiviert mich und sagt, lobt mich auch dementsprechend, weil Lob ich auch brauche. Äh,
6 was meine Eltern zum Beispiel nicht machen. Ehm, dann ist das Thema auch abgehakt bei mei-
7 ner Tante. Dann reden wir über andere Sachen, über politische Sachen, über kulturelle Sachen,
8 über (.) bestimmte Werte auch in der Familie, wie ... Also, sie vermittelt auch so, so, so 'ne ge-
9 wisse Art von Wärme, die, die ich einfach extrem halten will und wo ich mich auch krass doll
10 wohl fühle dadrin. Und ich habe auch letztes Mal extrem doll geweint, als ich dann zurückge-
11 kommen bin. Ich wollte diese Stadt da, diese Familie nicht verlassen, weil ich einfach Respekt,
12 Toleranz und extrem viel Wärme von ihnen bekommen habe und hier kriegst du zwar die Wär-
13 me in der türkischen Familie, aber es ist alles mittlerweile so kontrolliert, weil sie einfach von
14 der alten Generation aus der Türkei noch mit dem alten Denken. Sie denken irgendwie, in der
15 Türkei ist es heute immer noch so. Dass Frauen und Männer in getrennten Zimmern essen oder
16 so, obwohl sie mittlerweile schon wissen, dass sich das schon geändert hat, dass die Türkei sehr
17 modern geworden ist und, dass zum Beispiel ehm die Freundin von meinem Cousin, der ehm .
18 die Freundin von meinem Cousin. Ja, doch die Freundin von meinem Cousin (lacht), die kann
19 einfach meine Tante zu Hause besuchen. Die kann ... Mein Cousin kann einfach seine Freundin
20 mitnehmen. Das kannst du hier in Hamburg niemals machen. Du kannst nicht dein Freund mit
21 nach Hause nehmen. Das ist respektlos. Du kannst erst deinen Freund mit nach Hause nehmen,
22 wenn du verheiratet bist.]]

Die Konflikte mit den eigenen Eltern und der Familie sind bei Gülüzar – wie bereits oben herausgearbeitet wurde – immer auch mit Reflexionen über die eigene kulturelle Identität verbunden. Die junge Frau deutet die Auseinandersetzungsprozesse mit den Eltern eben nicht nur als Generationenkonflikt zwischen Alten und Jungen, sondern explizit auch als Frage nach der kulturellen Selbstverortung. Dabei bleibt das zentrale Leitthema stets die Frage, wie „deutsch“ bin ich bereits geworden. Die Interviewpartnerin bleibt hier allerdings in der Beantwortung unsicher und ambivalent – „Ich weiß nicht, ob ich jetzt sagen kann, ich bin vielleicht zu deutsch oder ich bin deutsch geworden oder ich hab mich integriert.“

Eine Antwort findet Gülüzar eher in der Selbstvergewisserung narrativ erinnelter Beispiele und Episoden. Es sind Beispiele alltagskultureller Erfahrungen und Rituale, die für den Prozess der eigenen kulturellen Identitätsbildung stehen. Die junge Frau beschreibt ihre Nähe zu deutsch geprägten Jugend- und Freizeitkultur. Sie geht zu meist in deutsche Discos. Der Hinweis auf die „60er, 70er Jahre-Discos“ macht den kulturellen Abstand zur Herkunftskultur deutlich, auch auf die selbst gewählte Entscheidung für einen kulturellen Lebensstil. Auch mit Blick auf die kulturelle Vergangenheit sieht sich der westlichen Freizeit- und Jugendkultur näher verbunden als etwa den Traditionen der eigenen ethnischen Herkunftskultur.

Das gilt nicht nur für die eigene jugendkulturelle Lebenswelt, die sie außerhalb der Familie mit ihren Gleichaltrigen aus Schule und Studium teilt, das gilt insbesondere auch für die familiären Traditionen. „Türkische Hochzeiten“ sind ihr da ein

markantes Beispiel. Der Zusammenhang von türkischer Familienkultur und traditioneller Sozialordnung – auch am Beispiel der Bedeutung von Heiratsmustern – wurde ja bereits oben herausgearbeitet. Hier grenzt sich Gülüzar von diesen türkischen Hochzeiten als bedeutsame soziokulturelle Orte der Reproduktion einer tradierten Sozialordnung wie auch als Inszenierung kultureller Konventionen und als traditioneller Heiratsmarkt für die weiteren Jungfrauen und Jungmänner ab.

Gülüzar's Verdikt fällt strikt aus: Ihr gilt diese Tradition nicht als wertvolles Gut einer erhaltenswerten Sozialordnung, sondern als „künstliche, oberflächliche“ Inszenierung von Anachronismen von der sie einfach „die Schnauze voll“ habe. Die Begründungen für diese Fundamentalkritik machen auf die entscheidenden Sollbruchstellen aufmerksam: Die kulturelle Tradition verhindert den Wandel in den biographischen Orientierungen und kulturellen Lebensstilen der nachwachsenden Generation. Gülüzar macht dies exemplarisch am Alkohol-Trinken deutlich. Auf einer türkischen Hochzeit darf sie als Frau keinen Alkohol trinken. Das Alkoholverbot resultiert hier nicht aus einer religiösen Begründung, sondern aus einer patriarchalen Ordnung, die lediglich für Frauen Askese vorsieht. „Alkohol hier steht nur für Männer auf den Tischen.“ Wie schon zuvor mehrfach, erscheint auch hier wieder die Geschlechterordnung innerhalb der eigenen ethnischen Herkunftskultur als zentraler Indikator für Gülüzar's Kritik und Ablehnung. Sie kennzeichnet diese Geschlechterdifferenz als grundlegendes Strukturprinzip, das letztlich die gesamte Sozialordnung ihrer Herkunftskultur durchziehe. „Egal wohin du gehst, gibt's immer diese Unterscheidungen.“

Ihre Skepsis gegenüber der Wandelbarkeit dieser Traditionalismen erläutert sie mit Hinweis auf ältere, intellektuelle und auch linke Frauen, die sich bereits für „Frauenrechte“ eingesetzt hätten. Selbst diese Gruppe finde mit höherem Alter letztlich doch wieder zu den „alten kulturellen Traditionen“ zurück: „Die haben alle geheiratet, haben alle Kinder gemacht.“

Das Beispiel dieser ‚rückfälligen‘ unter den doch eigentlich schon emanzipierten Frauen ist Gülüzar für allem eine Menetekel für die eigene Entwicklung. Es ist ihr ein bleibender kritischer Stachel in ihren Bemühungen um Verselbständigung, Individualisierung, selbstbestimmte kulturelle Identität und Emanzipation als Frau. „Keiner kann sich direkt davon ablösen. Zu sagen, ich werd jetzt rebellieren, ich werd vollkommen anders sein, ehm. es kann.. man kann auch das gar nicht.“ Sichtbar wird, dass es Gülüzar nicht allein um die Beurteilung von Bezugspersonen in ihrem eigenen Umfeld geht. Vielmehr reflektiert die junge Frau in dieser Passage auch die eigene kulturelle Verwurzelung in ihrem familiären Herkunftsmilieu und taxiert die Grenzen ihrer eigenen Verselbständigung und Individualisierung aufgrund milieuspezifischer Prägungen in der Familie. Hier geht es jetzt nicht um rigide soziale Normen, Konventionen und Kontrollinstanzen, sondern um die eigenen Werte, die aufgrund einer langjährigen familiären Sozialisation auch zum Teil der eigenen Persönlichkeit und des eigenen Wertehorizonts geworden sind. Die junge Frau markiert somit gewissermaßen die Grenzen des eigenen Ablösungsprozess, die letztlich auch durch Rebellion nicht erschüttert werden können. Rebellieren kann sie gegen die Anachronismen, die Traditionalismen, die sozialen Hierarchien, die ungerechte Geschlechterordnung in ihrer Herkunftskultur, aber nicht gegen die internalisierten Werte, die ihre Persönlichkeit im Kontext ihrer Herkunftskultur ausmachen. Gülüzar weist hier auf die positiven und „schönen“ Seiten ihrer Herkunftskultur hin, mit der

sie sich aus voller Überzeugung und auch mit einer tiefen Gefühlsbindung identifiziert – „weil es gibt auch verdammt schöne Sachen, die ehm in meiner Kultur einfach mich extrem befriedigen, die mir wirklich sehr, sehr gut tun. Sei es z.B. auch die türkische Musik, sei es auch diese Herzenssache..“. In exemplarischen Detaillierungsergänzungen skizziert Erfahrungen und Alltagssituationen, an denen die unterschiedlichen sozialen und kulturellen Mentalitäten zwischen Deutschen und Türken sichtbar wird: etwa die Gastfreundschaft und das soziale Verhalten gegenüber Gästen in türkischen Familien. Auch soziale Distinktion als Inszenierung des sozialen Status, etwa wenn sie in deutschen Familien sehr schnell nach Schulabschluss und Bildung gefragt und beurteilt wird („Hast Du schon Abitur gemacht?“). In türkischen Familien sieht sie demgegenüber eher einen emotionalen Zugang zu Gästen, bei dem der soziale Status nicht so wichtig sein. Unter Deutschen dominiere eher das „Rationale“, unter Türken eher die „emotionale“ Seite. „Und das schätz ich auch sehr, weil da geht’s gar nicht, was für’n Status du hast, sondern da sind alle gleichberechtigt. Alle werden geliebt.“ Diese Passage macht auf den Zwiespalt aufmerksam, in dem Gülüzar in ihrer gleichzeitigen Kontakt zur deutschen und zur türkischen Kultur offenbar steckt. Denn in dieser Sequenz erscheint das Interesse der deutschen Bekannten an Bildung und Abitur als Symbol schnöder Statusorientierung. Weiter oben wurde dieses Beispiel noch als Indiz für das Interesse an der Persönlichkeit und den subjektiven Bildungs- und Entwicklungsinteressen gedeutet, während die eigene Familie kritisiert wurde ob ihres Desinteresse an Gülüzar’s Bildungsweg. Die Passage ist denn auch weniger ein Indiz für die Widersprüchlichkeit der jungen Frau als Ausdruck für das kulturelle Dilemma, dem sie sich in der Konfrontation mit diesen beiden, von ihr gleichermaßen wertgeschätzten, aber auch widersprüchlichen Kulturen gegenübersteht.

Jedes ihrer kritischen Argumente wird gleichzeitig durch ein positives Beispiel wieder aufgelöst. War soeben noch die emotionale Zuwendung, anstatt die Inszenierung eines bildungsorientierten Habitus, Ausdruck für positiven Mentalitäten in ihrer türkischen Herkunftskultur, fällt ihr im nächsten Satz auch schon der Gegensatz dazu wieder ein. So interessiert sich die Tante in der Türkei durchaus für ihren Bildungsweg und motiviert die junge Frau auch zu weiterer Bildung, „lobt mich auch dementsprechend.“ Jetzt steht das Thematisieren des Bildungswegs wieder nicht für Statusinszenierungen, sondern wie auch schon weiter oben, für das Interesse an der individualisierten Bildungsbiographie der jungen Frau. Und vor diesem Hintergrund erfahren die eigenen Eltern auch wieder Kritik – ungeachtet aller Emotionalität und Gastfreundschaft im persönlichen Umgang.

Die Identitätsproblematik, die Gülüzar in dieser reflektierenden Passage ausführlich thematisiert, ergibt sich eben nicht allein aus den Widersprüchen und Spannungen zwischen deutscher und türkischer Kultur. Gülüzar versucht die Kritik am Traditionalismus und Anachronismus in ihrem familiären Herkunftsmilieu auch mit einer innertürkischen Analyse zu begründen und zu verifizieren. Dazu entwickelt sie implizit das Deutungsmuster von den kulturell rückständigen türkischen Migranten in Deutschland gegenüber der fortgeschrittenen Modernisierung türkischer Kultur in der Türkei. Die Erfahrung mit der eigenen Tante wird ihr hier zum empirischen Beleg diese These. Sie skizziert das Bild einer modernen, aufgeschlossenen und liberalen türkischen Familie, die sie bei ihrer Tante vorfand. Der Cousin durfte sogar die eigene Freundin mit nach Hause bringen.

Diese Episode von der modernen Familie in der Türkei hat eine vielschichtige Bedeutung: zum einen ist sie für Gülüzar ein Beleg für die Modernisierbarkeit und Liberalisierung türkischer Familien und türkischer Kultur, ohne dass dies zugleich ein Symbol für eine Anpassung an deutsche Kultur und deutsche Mehrheitsgesellschaft wäre. Liberalisierung und Modernisierung erscheinen jetzt nicht als Ausdruck für die Dekadenz und die Unmoral deutscher Kultur und deutscher Werte, wie dies ja in der sozialen Kontrolle und Stigmatisierung durch das türkische Herkunftsmilieu in Hamburg impliziert ist. Zum anderen erscheinen Modernisierung und Liberalisierung jetzt nicht länger als Gegensatz zur Emotionalität und zur ethnischen Heimat der türkisch-kurdischen Herkunftskultur. Die Tante in der Türkei ist ihr auch ein lebender Beweis dafür, dass beides möglich ist: die Emotionalität und Authentizität türkischer Kultur, Gastfreundschaft und Sozialität und das Interesse an Individualität, Toleranz und Liberalität.

Gülüzar wendet hier gewissermaßen ihre emanzipatorischen Ansprüche als Kulturkritik einer anachronistischen türkischen Identität gegen die Eltern. Ihre adoleszenten und auch postadoleszenten Probleme mit den Eltern, auch ihrer Gender-Kritik sind eben nicht das Problem einer Assimilation an die von ihr geschätzte deutsche Mehrheitskultur; sondern im Gegenteil Ausdruck für die kulturelle Entfremdung der eigenen Eltern vom Kulturwandel in der eigenen türkischen Heimat. Die Quintessenz dieses Deutungsmuster: Nicht Gülüzar ist in ihrer Entwicklung zu deutsch geworden, sondern die Eltern haben den Anschluss an eine zeitgemäße türkische Kultur und Identität verloren. Der Migrationsprozess erscheint hier als kulturelles Mausoleum anachronistischer und traditionalistischer türkischer Werte und Überzeugungen. „Weil sie einfach von der alten Generation aus der Türkei noch mit dem alten Denken... Sie denken irgendwie, in der Türkei ist es heute immer noch so.“

Der Kulturkonflikt, auf den Gülüzar mit ihrer Reflexion hinweist, verläuft jetzt mitten durch die türkische Kultur. Im Blick der jungen Frau ist es ein kultureller Hiatus zwischen den Heimat-Türken und den Türken in Hamburg. Die Diaspora-Türken sind gleichsam abgeschnitten von den Modernisierungsprozessen, die in der Türkei längst selbstverständlich seien. In Deutschland dagegen werde jede Form der Liberalisierung und Modernisierung zu einer ‚Frage der Ehre‘, die das türkische Selbstverständnis in Frage stelle. „Das kannst du hier in Hamburg niemals machen. Du kannst nicht deinen Freund mit nach Hause nehmen. Das ist respektlos. Du kannst erst deinen Freund mit nach Hause, wenn du verheiratet bist.“

Gülüzar bezieht die allgemeine Reflexion jetzt wieder auf ihre eigene, aktuelle Situation. Das Beispiel mit dem Freund, der zu Hause eingeführt wird, ist eines ihrer aktuellen drängenden Probleme. Ihr Freund ist Deutscher, was seine Legitimität gegenüber der türkisch-kurdischen Familie – wie sie an anderer Stelle andeutet – zusätzlich problematisch macht.

8/22 – 9/04 – Der deutsche Freund und die türkische Familie

22 Und so was wird
 23 mir auch sehr oft vermittelt. Deswegen kann mein Freund zum Beispiel nicht bei mir anrufen. (.)
 24 Ehm der ruft dann, wenn dann auf mein Handy an, oder wenn ich weiß, er ist zu Hause, ich bin
 25 auch zu Hause, dann klingelt er mich an, oder sagt ich bin jetzt zu Hause . , dann leg ich auf und
 26 sag, dann ruf ich dich jetzt gleich an. Aber es ist nicht so, dass er dann einfach mal anruft und
 27 sagt: Jaaa, hallo und blablabla. Äh, kann ich mal, ja, ihre Tochter sprechen, so nach dem Motto.
 28 Geht nich. Er kann auch nicht zu uns nach Hause kommen. (.) Und ehm, ja und eigentlich is ehm

29 (.) das so die Wende so, weil (.) in Bezug auf meine Kinder, da hab ich dir ja erzählt, dass eh ich
30 da nicht so (.)... Ich hab schon immer so diese Unterscheidungen kennen gelernt und meinetwe-
31 gen auch erlebt wie meine Schwester geschlagen worden ist. Und halt diese Sachen vermittelt
32 bekommen und dis wollt ich dir auch noch sagen, weil ehm (.) wie gesagt, ne, dass es halt sehr
33 viele positive Sachen gibt, warum auch diese ganzen Links äh -Intellektuellen oder wie auch
34 immer, im Endeffekt immer in den selben Topf fallen, weil sie eigentlich auch ihre Kultur sehr
35 schätzen. Sie lieben ihre Kultur. Ich liebe meine Kultur auch, aber ich liebe, ich mein, ok, was
36 ist jetzt deutsche Kultur (lacht)? Aber: Ich liebe sie auch. Ich fühl mich total wohl, wenn ich mit
37 deutschen Leuten unterwegs bin. Ich hab voll viel Spaß mit ihnen und das mein ich auch. Ich
38 sitz zu Hause mit meinen Eltern, quatsch mit ihnen über, keine Ahnung, über türkische Leute,
39 über Familien, über Werte, über Normen, dann geh ich in Clubs, was weiß ich, in HipHop-Clubs
40 oder in Rock-Clubs oder 70er, 80er, 90er Jahre-Musikclubs, und seh' da vollkommen andere
41 Leute. Und es gibt keinen einzigen Türken in diesem Club, keinen einzigen und mir ... Ich, ich
42 wurd auch mal von einem Jungen angequatscht, der aus Rostock kommt. Rostock liegt im Os-
43 ten. Und da sind relativ, ganz viele, also relativ ganz viel (lacht), relativ viele Rechtsradikale,
44 sehr extrem und der wohnt da und kam zu mir in dem Club und meinte so: „Du bist bestimmt
45 eine Türkin, ne? Äh, so was sieht man selten hier.“, meinte er zu mir. Und ich meine, ich hatte
46 damit kein Problem, ich fand das sehr toll, dass überhaupt dann jemand gekommen ist, dem das
47 aufgefallen ist, der gemerkt hat, auch türkische Leute mischen sich hier ein. Und (.) und dann
48 hab ich auch mit ihm gequatscht und da hab ich auch irgendwann mal, hab ich ihn auch gefragt:
49 „Woher kommst du denn?“ Ja, em er meinte er kommt aus Rostock und da hatte ich auch gleich
50 mein Klischeebild im Kopf, aha, Rostock, irgendwie Faschos oder so. Dabei hat er mir 'ne

1 Geschichte erzählt, dass er in Istanbul war und sich in eine Frau verliebt hat, in eine türkische
2 Frau und zwei Jahre hinter ihr her war und ich hätte mir das nie zusammenbasteln können, nie.
3 Typ aus Rostock in Hamburg aus Rostock äh, wie kommt das so? Er in der Türkei hat sich in ei-
4 ne türkische Frau verliebt. So. Wie sich das alles so zusammenbastelt.]]

Die Existenz dieses deutschen Freundes muss die junge Türkin gegenüber der eigenen Familie verheimlichen. Sie beschreibt die alltäglichen Routinen, die das Paar entwickelt hat, um diesem Tabu gerecht werden zu können und trotzdem die eigene Beziehung zu leben. Entsprechend der bedrückenden Anormalität ist die Passage narrativ hoch ausgestaltet: Eine direkte Kontaktaufnahme und Verabredung, etwa über Telefon ist für Gülüzar nicht möglich. Der Freund darf nicht bei ihr zu Hause anrufen. Eine telefonische Bitte an die Eltern, mit Gülüzar verbunden zu werden, ist undenkbar („geht nicht.“). Das Paar hat ein codiertes Kommunikationssystem entwickelt. Er ruft nur auf ihrem Handy an und lässt es ggf. dort nur klingeln. Gülüzar ruft ihn dann bei der nächsten Gelegenheit zurück. Der junge Mann darf auch nicht zu seiner Freundin nach Hause zu Besuch kommen.

In einer Hintergrundkonstruktion reflektiert Gülüzar die Bedeutung dieser kulturellen Kluft zwischen den beiden Generationen ihrer Eltern und der eigenen, aber auch die kulturelle Kluft zwischen Türken und Deutschen. Für Gülüzar erscheint diese Auseinandersetzung mit der eigenen Familie in gewisser Weise als ein Wendepunkt („so die Wende“), da sie selbst nicht mehr plant, diese kulturelle Kluft zwischen Türken und Deutschen als ein orientierungsleitendes Deutungsmuster auch an ihre Kinder weiterzugeben. Sie hatte weiter oben bereits angedeutet, dass sie die eigenen Kinder auf keinen Fall so erziehen würde wie sie selbst erzogen worden ist. Als Beleg hatte sie auch die Wandlungsprozesse in der Familie ihrer Schwester angeführt, die ebenfalls eine eher modern-individualisierte und intimisierte Beziehung zu ihren Kindern pflegt. Gülüzar deutet noch einmal die eigenen widersprüchlichen Erfahrungen innerhalb der türkischen Familie an: einerseits die rigiden traditionalistischen Orientierungen, die sie am Beispiel der geschlagenen Schwester leidvoll miter-

leben musste; andererseits aber auch die positiven, v.a. auch emotionalen Bezüge zur türkischen Herkunftskultur.

Gülüzar mag sich nicht entscheiden zwischen einer der beiden Kulturen, in denen sie groß geworden ist und die sie beide „liebt“. „Ich liebe meine Kultur auch, aber ich liebe, ich mein, ok, was ist jetzt deutsche Kultur (lacht)? Ich liebe sie auch.“ In einer erweiterten Hintergrundkonstruktion beschreibt sie ihre freizeitkulturellen Erfahrungen innerhalb der deutschen Disco-Szene. Sie fühle sich „total wohl“, wenn sie mit ihren „deutschen Leuten“ unterwegs sei. Zugleich beschreibt sie den kulturellen Spagat, den sie tagtäglich lebt, ohne dass es ihr prinzipiell zum Problem werde: zu Hause in der türkischen Familie führt sie Gespräche mit den Eltern über „türkische Leute, über Familien, über Werte, über Normen.“ Dann geht sie anschließend in die Disco, „in HipHop-Clubs oder in Rock-Clubs“ und sieht „da vollkommen andere Leute.“ Auch die freizeitkulturelle Clubszene beschreibt die junge Frau als segregierten Sozialraum, in dem eben nur Deutsche anzutreffen seien. „Es gibt keinen einzigen Türken in diesem Club.“

In einer weiteren Hintergrundkonstruktion erzählt sie die Episode von einem ost-deutschen jungen Mann, den sie in Hamburg in der Disco kennen gelernt hat. Der Junge spricht sie an auf ihr türkisches Aussehen. „Du bist bestimmt eine Türkin?“ Gülüzar ist das nicht unangenehm, im Gegenteil schätzt sie, dass ihre türkische Herkunft überhaupt jemandem aufgefallen ist. Gleichwohl assoziiert sie mit diesem Jungen aus Rostock sofort das Stereotyp („Klischeebild“) von den rechtsextremen Jugendlichen aus Ostdeutschland. Stattdessen erzählt er ihr die Geschichte von seinem Istanbulbesuch, bei dem er sich in eine junge Türkin verliebt hatte und „zwei Jahre hinter ihr her war“. Für Gülüzar ist diese Episode eine Parabel für die Zufälligkeiten und die Unvorhersehbarkeiten in menschlichen Beziehungen, insbesondere in Liebesbeziehungen, die eben nicht einfach Halt machen vor ethnischen oder kulturellen Grenzen. „Ich hätte mir das nie zusammenbasteln können, nie. (...) Er in der Türkei hat sich in eine türkische Frau verliebt.“ Nach der Ergebnissicherung dieser Hintergrundkonstruktion kommt Gülüzar wieder auf die eigene Biographie zurück. Die Episode über den jungen Ost-Deutschen ist ihr eben auch ein weiterer Beleg für die Legitimität der eigenen Liebesbeziehung zu ihrem deutschen Freund.

9/04 – 9/15 – Der deutsche Freund und die türkische Ehre

4 Und ehm (.) und jetzt ist
5 bei mir auch meine Lebenswende, weil ich hab einen deutschen Freund. Meine Eltern wissen
6 das nicht. Und ich versuch meinen Eltern das jetzt langsam zu vermitteln. Meine Schwester, die
7 weiß das schon. (.) Und ehm, aber mein Vater wird das nie akzeptieren und ehm (Pause 4sec.)
8 ... Also, wie gesagt ich bin mittlerweile der Meinung, dass ehm (Pause 4sec.), dass meine Eltern
9 schon sehr tolerant geworden sind, aber (.), wie ich auch vorhin gesagt habe (.), keiner lässt sei-
10 ne Werte so schnell wegschmeißen, keiner. Und gerade mein Vater, wie auch in ganz vielen an-
11 deren türkischen Familien, die haben immer so ganz große Verwandtschaft irgendwie mit ir-
12 gendwelchen anderen Familien und immer is' man 'ne große Familie und kennt jeden in B. oder
13 in Hamburg. Alle Türken kennen sich untereinander. Und das wäre ja gegen seine Ehre, wenn
14 ich, seine Tochter, der, ja, der große Vater, den alle kennen, äh ich äh mit einem deutschen
15 Mann heiraten würde. Das würde er vollkommen, also absolut ablehnen. (.)]]

Gülüzar greift in dieser Sequenz als Erzählsegmentankündigung wieder den Terminus der „Wende“ auf, den sie im letzten Segment bereits etwas verklausuliert eingeführt hatte. Wende bezieht sich auf ihr eigentheoretisches Deutungsmuster einer „Lebenswende“, die sie gegenwärtig für sich konstatiert. Die Lebenswende soll eine

Zäsur in der Haltung gegenüber Freund und Familie signalisieren. Allerdings handelt es sich dabei eher um einen langsamen und schleichenden Prozess, in dem sich die junge Frau eher subkutan an Veränderungen herantraut.

Sie möchte unbedingt die Eltern auf den deutschen Freund vorbereiten. „Und ich versuch meinen Eltern das jetzt langsam zu vermitteln.“ Die Schwester ist schon in die Beziehung eingeweiht. Aber an die Eltern, vor allem den Vater traut sich Gülüzar noch nicht heran. „Mein Vater wird das nie akzeptieren und ehm (Pause 4 sec.).“ Sie reflektiert die Voraussetzungen dafür, dass ihre Eltern diesen gravierenden Wandel akzeptieren könnten. Noch einmal betont sie die Wandlungsprozesse, die sich in den letzten Jahren bereits an den Eltern beobachten lassen. Gleichzeitig ist ihr klar, dass es sich hier um tiefsitzende und kulturell bedeutsame Werthaltungen handelt – und „keiner lässt seine Werte so schnell wegschmeißen, keiner.“

Gülüzar stellt diesen Konflikt einmal mehr in den Kontext des türkischen Ehrkonzepts. Es geht eben nicht nur um die persönlichen Einstellungen des Vaters, sondern um dessen soziale Integration in die türkische Community und die eigene Verwandtschaft in der Heimatstadt. „Alle Türken kennen sich untereinander. Und das wäre ja gegen seine Ehre, wenn ich, seine Tochter, der, ja, der große Vater, den alle kennen, äh ich äh mit einem deutschen Mann heiraten würde.“ Die persönlichen Beziehungen und familiären Probleme erscheinen hier wiederum nicht als Ausdruck einer familiären Privatsphäre und einer familiären Primärbeziehung, in der sich Eltern und Kinder in einer intimisierten und persönlichen Beziehung über ihre wechselseitigen Erwartungen, Wünsche und Probleme verständigen. Die familiäre Beziehung steht stattdessen einmal mehr unter dem Dogma der sozialen Kontrolle eines kulturellen Milieus, das wesentlich die Handlungsoptionen und damit die Freiheitsspielräume der Akteure prägt und ggf. auch beschneidet. Und der Bruch mit den kulturell und traditionell verankerten Heiratsmustern erscheint für diese türkisch-alevitische Familie nach wie vor als ein unüberwindliches Hindernis. „Das würde er vollkommen, also absolut ablehnen.“

09/15 – 10/13 – Der deutsche Freund und Hatun Süriücü

15 Und ehm
16 (.) und das is' halt das Problem, wie mach ich jetzt den Schritt, wie wage ich mich überhaupt
17 ihm zu sagen, du pass mal auf, ich bin jetzt schon seit vier, fünf Jahren mit jemanden zusammen
18 und ehm irgendwie will ich, hab ich keine Lust mehr das zu verheimlichen, weil, im Prinzip, ich
19 bewundere meinen Freund, weil ich merke, er ist sehr geduldig (.). Er respektiert das auch und
20 ich glaube ehm, dass er sich auch teilweise in meine Kultur auch sehr verliebt hat und das find
21 ich extrem schade, dass man sich in eine Kultur verlieben kann ohne sie wirklich genau zu wis-
22 sen und zu kennen. Das heißt, ich würde mir dann eher wünschen, dass meinen Eltern dann wis-
23 sen, dass ich mit ihm zusammen bin, dass, dass er zum Beispiel am Wochenende zu uns kommt
24 und, dass wir alle zusammen groß essen, dass er die Leute auch persönlich kennen lernt und
25 auch subjektiv einschätzen kann, wer is' wie drauf. Wer legt viel Wert auf das, wer legt irgend-
26 wie überhaupt gar keinen Wert und hat voll den, voll irgendwie mit Humor geht er daran und,
27 und, und lacht einfach und sagt, ach, is egal, das war mal und so und, zum Beispiel meine
28 Schwester, die is', die is' total cool. Die, die hat sich ehm getrennt von ihrem Mann, weil er sie
29 blau geschlagen hat. Äh, die hat nebenan gewohnt und das is' die Schwester übrigens, die auch
30 Schläge von meinem Vater gekriegt hat. Also, sie hat extrem gelitten in der Familie und äh die
31 wurde blau geschlagen von meinem Schwager. Die haben sich getrennt. Die Kinder leiden heu-
32 te, glaube ich, heute immer noch dadrunter. Das merkt man an den Kindern. Ehm, die hat sich
33 vollkommen verändert. Bei ihr hätte ich nie gedacht, dass ich ihr mal sagen könnte, ich hab ei-
34 nen deutschen Freund, niemals. Aber vor einer Woche hat er äh, hat meine Schwester mein
35 Freund kennen gelernt und die haben zusammen sogar gegessen und, und getrunken und sich

36 unterhalten und es war nie äh ... Das hät' ich mir einfach nie vorstellen können, dass überhaupt
37 so ein Treffen zustande kommt, dass meine Schwester meinen Freund kennen lernt. Das geht
38 einfach nich' so. Aber es is' passiert und (.), aber ich muss halt irgendwie meinen Eltern das
39 vermitteln. Ich (..) hab dann immer Angst, weil äh ich auch jetzt mittlerweile ganz viel im Fern-
40 sehen über Hatun Sürücü, weiß nich', ob du diesen Fall schon mal gehört hast. Die dann ange-
41 blich, was ich auch eigentlich glaube, deswegen nicht angeblich, von ihren Brüdern umgebracht
42 wurde. Da bin ich mir hundertprozentig sicher, dass das stimmt. Also, es ist nicht irgendwie Ge-
43 rücht, dass es so gewesen ist oder war, sondern ich denke, dass, dass sie es waren. Und ehm (..)
44 ... Also, ich versteh, ich werd, glaub ich diese Welt nie, ich werd die türkische Welt extrem (.)
45 ... also, immer versuchen zu ähm, in Frage zu stellen, immer. Ich versteh die Welt, aber ich ver-
46 steh sie auch nicht. Es gibt bestimmte Sachen, die ich toleriere, es gibt aber bestimmte Sachen,
47 die ich überhaupt nicht toleriere, wo ich vollkommen dagegen bin. Aber man merkt halt mit der
48 Zeit, dass ehm (.), dass zum Beispiel diese Jungfräulichkeit nicht mehr so eine große Rolle
49 spielt, dass irgendwie die Schwiegermutter nicht mehr, wenn jetzt das Pärchen Geschlechtsver-
50 kehr hat, vor der Tür steht und auf das Bettlacken wartet. Das es halt, ne, blutig dann raus

1 gebracht wird. Ah, ok, die war eine Jungfrau. Weißt du irgendwie, hast irgendwie das erste mal
2 Geschlechtsverkehr mit deinem Mann, mit einem Typ, den du über alles liebst so und irgendwie
3 draußen vor der Tür steht deine Schwiegermutter, die dann alles mitkriegt. Also, wie bescheuert
4 muss das denn sein? Bitte! Und ich glaube sogar, dass es so was immer noch gibt. Ich hör's zwar
5 nicht mehr, aber ich kann mir das schon vorstellen. Und ich bin mir auch sehr sicher, dass in vie-
6 len türkischen Familien immer noch brutal geschlagen wird. Da bin ich mir auch sicher. Und ich
7 hab extrem, ich hab versucht (.) überhaupt keine Vorurteile über andere Menschen zu haben,
8 aber im Bereich Türken hab ich die größten Vorurteile. Also, wenn es um andere Leute geht,
9 Deutsche oder Araber oder wie auch immer, überhaupt nicht. Ich bin, ich kenn diese Welt nicht.
10 Ich lern diese Welt kennen, aber ich stecke in der türkischen Welt und ich bin da aufgewachsen.
11 Ich liebe einige Sachen und ganz viele Sachen lieb ich nich'. (..) Und ehm (.) da muss ich halt
12 entweder noch am, entweder muss ich noch viel kämpfen (.), um was zu bezwecken, was auch
13 ganz viele Leuten machen,]]

Für Gülüzar ist diese Frage, wie soll sie ihren deutschen Freund dem Vater beibringen gegenwärtig eines ihrer zentralen biographischen Probleme. „Wie mache ich jetzt den Schritt?“ Verstärkt wird das Dilemma noch durch die Dauer ihrer Beziehung. Bereits seit 4-5 Jahren ist sie mit ihrem Freund zusammen. Die Heimlichkeit und das Doppelspiel ist ihr inzwischen zuwider. Sie sieht das auch als Affront gegenüber dem eigenen Freund, den sie ausdrücklich bewundert für seine Haltung – insbesondere auch gegenüber der türkischen Kultur, die er offenbar sehr schätzt und würdigt. „Ich bewundere meinen Freund, weil ich merke, er ist sehr geduldig (.). Er respektiert das auch und ich glaube ehm, dass er sich auch teilweise in meine Kultur auch sehr verliebt hat.“ Die junge Frau bedauert diese Ausgeschlossenheit des eigenen Partners aus der familiären Kultur sehr („find ich extrem schade“).

Gülüzar phantasiert, wie es wäre, wenn die Situation offen und vor allem auch von der Familie toleriert wäre. Sie malt sich gemeinsame Familienessen mit dem Freund aus, und wie es wäre wenn der junge Mann ihre Verwandten kennen lernen könnte, um die Unterschiede zwischen den verschiedenen Personen einschätzen zu können. Gülüzar betont noch einmal die Liebeshwürdigkeit und den Humor ihres Freundes, der ihre Probleme eher abwiegelt und sich um Relativierung bemüht („voll irgendwie mit Humor geht er daran“).

In einer Hintergrundkonstruktion reflektiert Gülüzar den Wandlungsprozess ihrer Schwester, den sie hier im Grunde als erfolgreichen Emanzipationsprozess gegenüber der Familie beschreibt. „Meine Schwester, die is', die is' total cool.“ Auch die Schwester hatte Schläge vom Vater bekommen und „extrem gelitten in der Familie.“ Als sie von ihrem Mann – offenbar ein junger Türke – „blau geschlagen“ wird, trennt

sie sich von ihm – ungeachtet der gemeinsamen Kinder. Gülüzar deutet die Leiden ihrer Neffen und Nichten angesichts dieser Scheidung an.

Die Schwester aber habe sich im Gefolge dieser Erfahrungen „vollkommen verändert.“ Verblüfft registriert Gülüzar wie selbstverständlich und positiv die Schwester auf den deutschen Freund reagiert hat, als sie ihn vor einer Woche kennen gelernt hat. Gemeinsam gegessen, getrunken und unterhalten haben sie sich. „Das hätt’ ich mir einfach nie vorstellen können, dass überhaupt so ein Treffen zustande kommt, dass meine Schwester meinen Freund kennen lernt.“ Insofern wird diese Begegnung der Schwester auch zu einem hoffnungsvollen Symbol, dass sich innerhalb der traditionellen Familie vielleicht doch noch etwas bewegt und positive Veränderungen möglich sind. „Aber ich muss halt irgendwie meinen Eltern das vermitteln.“

Das traut sich Gülüzar bisher aber nicht. Sie hat regelrecht Angst. Zu sehr sieht sie sich eingewoben in eine traditionale türkische Ehrkultur, die sie potenziell auch körperlich bedroht. Gülüzar deutet den Fall des Ehrenmordes an der jungen kurdischen Türkin Hatun Sürücü an, die im Jahr 2005 von ihrer Familie in Berlin ermordet wurde. Dieser Fall gilt ihr als extremes Beispiel einer traditionellen ultima ratio innerhalb ihrer türkischen Kultur, die sie immer „in Frage stellen“ werde. Diese extreme Rationalität eines Ehrenkodex markiert eine kulturelle Sollbruchstelle zwischen ihrem türkischen Herkunftsmilieu und ihr selbst. „Ich versteh die Welt, aber ich versteh sie auch nicht. Es gibt bestimmte Sachen, die ich toleriere, es gibt aber bestimmte Sachen, die ich überhaupt nicht toleriere, wo ich vollkommen dagegen bin.“

In einer Hintergrundkonstruktion reflektiert die junge Frau inwieweit diese traditionellen Werte und Konventionen noch aktuell sind. Sie ist sich in ihrem Urteil unsicher und skizziert ein widersprüchliches Bild. Einerseits geht Gülüzar davon aus, dass sich gerade an diesen traditionellen Werten schon einiges liberalisiert habe. Sie nennt als Beispiel die Jungfräulichkeit mit der entsprechenden Virginitätsprüfung in der Hochzeitsnacht, bei der die Schwiegermutter morgens das blutige Laken als Zeichen für die intakte Jungfräulichkeit der Braut kontrolliert („Also, wie bescheuert muss das denn sein?“). Gülüzar vermutet einerseits, dass dies aktuell nicht mehr eine so große Rolle spiele, weil man nicht mehr so viel davon höre. Einige Zeilen später ist sie sich dieses Befundes aber unsicher. „Und ich glaube sogar, dass es so was immer noch gibt. Ich hör’s zwar nicht mehr, aber ich kann mir das schon vorstellen.“

Während sie sich in Bezug auf die Jungfräulichkeitsrituale unsicher gibt, ist sie sich hinsichtlich der Gewalt in türkischen Familien „sehr sicher“, „dass in vielen türkischen Familien immer noch brutal geschlagen wird.“ Die junge Frau reflektiert hier die Legitimation ihrer Annahmen und Behauptungen und bezeichnet sie selbst als Vorurteile. Zugleich beharrt sie aber auf der Evidenz dieser „größten Vorurteile“, denn letztlich basierten sie auf ihrer eigenen biographischen Erfahrung. „Ich stecke in der türkischen Welt und ich bin da aufgewachsen.“

Diese Reflexionen über die traditionellen Rituale, Werthaltungen und autoritären Familienstrukturen durch Gülüzar sind kein empirischer Beleg für die Richtigkeit dieser Behauptungen. Es lässt sich auch nicht valide beurteilen, ob diese Befürchtungen in Bezug auf die eigene Familie begründet sind. Das ist aber auch nicht das Entscheidende. Bedeutsam sind diese Stereotypisierungen über die eigene Herkunftskultur, da sie sich als orientierungsleitende und wirkungsmächtige Deutungsmuster für den Aufwuchsprozess und die Familiensozialisation dieser jungen Frau erweisen.

Allemaal deuten sie auf eine Familienkultur, in der Eltern und Tochter eben nicht vertrauensvoll über die eigenen Sorgen und Probleme sprechen können und stattdessen Tabuisierungen und hierarchisch-rigide Beziehungen das Generationenverhältnis zwischen Tochter und Eltern kennzeichnen.

In der Ergebnissicherung konstatiert Gülüzar, wie sehr sie angesichts dieser Situation auch künftig wohl noch kämpfen müsse, „um was zu bezwecken.“ Sie sieht sich da wiederum eingebettet in einer Szene von Menschen, denen es letztlich ähnlich geht und die wie sie immer kämpfen müssen, „was auch ganz viele Leute machen.“

10/13-10/31 – Liberalisierung der Schwulen als Leitbild

13 weil, zum Beispiel diese Schwulenszene, das
14 war ja (.) extrem ... Das ist plötzlich irgendwie explodiert, hab ich das Gefühl. Man hat nie ir-
15 gendwie einen Typen auf der Straße geseh'n, wo man das Gefühl hatte, er könnte vielleicht
16 schwul sein. Jetzt laufen Leute Hand in Hand und küssen sich. Ah . also, ich meine ich find das
17 toll, wenn die Leute zu sich einfach stehen können und sagen können, ich steh zu mir, ich bin
18 schwul und ich mach auch das was ich will. So, und eh, wenn mein Vater der Meinung ist, ich
19 sollte 'ne Frau heiraten, dann soll er halt noch ein Kind machen, noch einen Jungen. So. Aber
20 ich hab mich entschieden ... Weiß nich, also, (.) ich glaub, dass, dass halt früher vielleicht das
21 auch so war, dass ehm Männer ehm (.) sich gar nicht getraut haben über ihre äh Geschlechter-
22 rolle oder ehm wie sie einfach dazu stehen, dass sie sich überhaupt gar keine Gedanken gemacht
23 haben und wenn sie überhaupt sich diese Gedanken gemacht haben, dann war es wahrscheinlich
24 immer so, dass sie es sehr unterdrückt haben. Ne, ne, ich hab, ne, ich glaub nicht, dass ich einen
25 Mann sympathisch finde und n' dis glaub ich nicht und äh ich sollte lieber mit einer Frau heira-
26 ten oder so (lacht ein wenig). Und äh ich glaub, das wurde dann immer unterdrückt. Bis dann
27 Leute sich dann vielleicht sich doch noch gefunden haben und der einem gesagt hat: „Ja, ich bin
28 schwul.“ „Ah, ich bin auch schwul.“ Und das hört sich jetzt vielleicht bisschen primitiv und blöd
29 an, aber ich glaube, dass ist auch der Punkt, weil sich die Leute auch trauen (.) es auch zu äu-
30 ßern, zu sagen, ich bin schwul. Weil wenn der eine etwas sagt, dann traut sich auch der andere.
31 II

Als Beispiel für erfolgreichen sozialen Wandel und damit als Beleg dafür, dass sich auch hartnäckige Traditionalismen langsam wandeln können, reflektiert Gülüzar in einer weiteren Hintergrundkonstruktion über das erfolgreiche kulturelle und gesellschaftliche Outing der Schwulenszene. Die in der Stadt überall sichtbaren schwulen Paare sind ihr ein Beweis für den Erfolg von Hartnäckigkeit, Standhaftigkeit und Authentizität. Dabei sie diesen Erfolg nicht nur in Zusammenhang mit einer größeren Liberalität und Toleranz in der Gesellschaft, sondern auch in einem Wandel der Geschlechtsrollenorientierungen insbesondere bei Männern. Die Schwulen sind ihr auch ein Indikator für eine größere Sensibilität und Reflexionsfähigkeit von Männern gegenüber ihrer eigenen Geschlechteridentität. Zugleich gilt ihr dieser Vergleich aber auch als Hinweis auf die Notwendigkeit, Mut zu zeigen und zu den eigenen Überzeugungen zu stehen. „Weil, wenn der eine etwas sagt, dann traut sich auch der andere.“

Die Analogie zur Schwulenszene in dieser Hintergrundkonstruktion scheint auf den ersten Blick überraschend und nicht nahe liegend. Tatsächlich berührt das Thema aber auch zentrale Aspekte des Problems von Gülüzar: Es geht um tief verwurzelte traditionale Werte und Vorurteile und dabei insbesondere um die Frage des Geschlechterverhältnisses in einer vor allem patriarchal geordneten Kultur. Die Analogie zum Outing und zum öffentlich demonstrierten Selbstbewusstsein der Schwulen weist somit verschiedene Parallelen zu ihrer eigenen Situation auf. Zum einen geht es auch bei ihr um ein Doppelleben aufgrund einer kulturell geächteten Ge-

8 gen: Was kann man da anders machen, was müssen wir ändern? Wie können wir unsere Tochter
9 verändern, was können wir mit ihr machen? Und wenn es keinen anderen Weg gibt, weil sie be-
10 fleckt ist, dann ehm (.) kommt man auf ganz, ganz, ganz komische Gedanken. Dann im Prinzip
11 dann irgendwie die To- , die eigene Tochter umzubringen. (.) Und das finde ich krass, weil ich
12 merke immer mehr wie extrem die Gesellschaft eigentlich Einfluss auf die Familie selbst hat und
13 nicht die Familie auf die Kinder. Das ist total komisch.]]

Nach diesen Hintergrundreflexionen, die sich allesamt eher implizit um die Frage des Öffentlichmachens ihres deutschen Freundes drehen, kommt Gülüzar jetzt auch wieder explizit auf dieses Thema zurück. Sie bekennt das als ihr momentan „größtes Problem“, weiß aber nicht, wie sie es anstellen soll, dem Vater davon zu erzählen.

In einer längeren reflektierenden Hintergrundkonstruktion kommt sie wieder auf das Ehrenmord an Hatun Sürücü zurück und vergleicht die Geschichte mit der eigenen Situation und der eigenen Familie. Ausgangspunkt der Reflexion ist die Überlegung Gülüzar's, wie ihr Vater auf den deutschen Freund wohl reagieren würde. Die junge Frau ist überzeugt, dass er „psychologisch echt ne Macke kriegen könnte.“ Allerdings traut Gülüzar ihren Eltern keine Gewalt zu, wie sie sich bei Hatun Sürücü so tragisch Bahn gebrochen hat. Weniger körperliche Gewalt, als psychologischen Druck erwartet Gülüzar als Reaktion der Familie, so dass die Offenbarung der Beziehung zu dem jungen Deutschen wohl eine „harte Zeit für mich sein“ wird. „Die werden mich auch extrem bombardieren.“

Trotz der Relativierung möglicher Sanktionen bleibt das Schicksal der jungen Hatun Sürücü doch eine Kontrastfolie, anhand derer Gülüzar die Werte und kulturellen Konventionen ihres türkischen Herkunftsmilieus einer kritischen Analyse unterzieht. Gülüzar identifiziert sich mit Hatun, berichtet von weiteren Informationen und Details, die sie über den Fall und die Person erfahren hat. Sie rekonstruiert den Fall aus der Perspektive der Familie, versetzt sich in die Situation des jüngeren Bruders und dann des Familienrats hinein, der den Ehrenmord möglicherweise gemeinsam geplant hatte.

In einzelnen Momenten und Motiven dieses Falls schimmert auch wieder die eigene Geschichte durch: Die kurdische Tochter, die nicht den Erwartungen und Anweisungen der Familie und des türkischen Herkunftsmilieus folgt, die sich stattdessen sukzessive an ihrer deutschen Umwelt orientiert und sich darüber von der ethnischen Herkunftskultur entfremdet. „Is' zu deutsch geworden und deutsch bedeutet gleich Schlampe geworden und hat eine eigene Wohnung und alle haben auf die Familie eingeredet, alle, alle.“

Diese starke Identifikation mit der deutschen Kultur und gleichzeitig die dezidierte Distanz und auch Kritik an den Traditionalismen der familiären türkischen Herkunftskultur, diese Motive spiegeln auch Gülüzar's Biographie; ebenso wie der kulturelle, sozial-kontrollierende und normative Einfluss des türkischen Milieus auf die Familie. In einer expliziten Koda resümiert die junge Frau dieses doppelte Spannungsverhältnis, in dem sie die Familien verfangen sieht: zum einen in ihren Abhängigkeiten und Prägungen durch das soziale Milieu bzw. die Gesellschaft, zum anderen in der Auseinandersetzung zwischen den Generationen und der Frage nach dem erzieherischen Einfluss der Eltern auf ihre Kinder. „Und das finde ich krass, weil ich merke immer mehr, wie extrem die Gesellschaft eigentlich Einfluss auf die Familie selbst hat und nicht die Familie auf die Kinder. Das ist total komisch.“ Gülüzar beschreibt hier eine soziale Ordnung, in der nicht die Beziehung und Interaktion zwischen den Familienmitgliedern die entscheidende Dimension für die Entwicklung der

Kinder und ihre Persönlichkeit ist, sondern die prägende Funktion der Gesellschaft, die damit aber die erzieherische Dimension der Eltern aushöhlt.

11/13 – 11/35 – Ein deutscher Freund und die Doppelmoral

13 Ich hab einen (.)
14 Freund, der ist zwanzig Jahre älter als ich, der 'is Privatdozent. Ehm, ich hab ihn kennen gelernt
15 (.) äh bei meiner Abizeit und da hab ich bei ihm Mathenachhilfe genommen. Und ehm der hat
16 mir mal angeboten nach ehm Frankfurt am Main, äh nach Frankfurt zu fahren und dort in Ruhe
17 zu lernen. Da hat er ein Haus. Und da dacht ich so, oh Gott, wie soll ich das jetzt meiner Mutter
18 sagen? Nach Frankfurt fahren zu einem fremden Mann in sein Haus? Ne, das kannst du doch
19 nich' machen so. Was is' passiert? Er kam, hat sich vorgestellt und hat gesagt, ja, halt nach
20 Frankfurt fahren, weil sie, ihre Tochter halt, in der Abiturzeit ist. Sie braucht Ruhe und muss
21 lernen und das Einzige was meine Mutter gesagt hat, war: „Kein Problem, kein Problem.
22 Hauptsache die Nachbarn hören das nicht. Hauptsache die Nachbarn hören das nicht..“. Ich war
23 total erstaunt, dass meine Mutter das gesagt hat. Da hab ich gemerkt, sie will, dass ich glücklich
24 werde. Sie will, dass, dass, dass ich mein Weg gehe. Sie will, dass ich lerne. Sie gönnt mir das
25 auch, dass ich wegfahre, aber (.) sie will, dass alles so unter dem Tisch bleibt so, dass nichts
26 rauskommt und äh (.) bloß nich', dass die Leute das erfahren und dis is' in allen Familien so. Es
27 ist ... Ich hasse das so sehr, ich hasse das total, weil dis is' voll verlogen. (.) Dis is' so verlogen
28 und dann kommt 'nen Mann zu Besuch und, hehe (karikiert die Mutter) „Wie geht's dir? Hehe,
29 was machst du?“ (.) Ich find das total verlogen. Es gibt natürlich andere Frauen, die darüber anders
30 denken. Die vielleicht sich wohl fühlen, wenn Besuch kommt und ach, man kann endlich
31 mit den Leuten zusammen schön sitzen und schön über Probleme reden, weil man sich, weil
32 man die Probleme teilen kann, weil man seelenverwandt ist. Es, es gibt ja auch einige solcher
33 Leute (.), dass man das Gefühl hat man kann sich mit einigen Leuten super toll, total gut unter-
34 halten, aber das hält sich echt in so, in Maßen und das ist super gering. (Pause 6sec.) Hast du
35 noch Fragen?]]

In diesem letzten Segment der offenen Phase des Interviews erzählt Gülüzar narrativ hoch ausgestaltet über die Beziehung zu einem deutschen Freund. Die Episode dient ihr als Beleg für die Doppelmoral ihrer türkischen Familie, implizit damit aber auch für den liberalen Spielraum, der sich für die junge Frau daraus ergibt. Sie beginnt die Erzählung mit dem Alter und Berufsstatus des Freundes. Er ist 20 Jahre älter, und die Freundschaft besteht bereits seit der Abiturzeit. Der Freund ist Privatdozent und damit offenbar ein ausgewiesener und hoch qualifizierter Wissenschaftler. Gülüzar hatte als Abiturientin bei ihm Nachhilfe in Mathematik genommen.

Sie erzählt von einer Episode aus der Anfangszeit der Beziehung, noch während des Abiturs. Der Nachhilfelehrer will Gülüzar für einige Zeit mitnehmen in sein Haus in Köln. Sie soll dort in Ruhe lernen können. Das Erstaunliche daran: Die Beiden fragen offiziell bei den Gülüzar's Eltern an. Der Freund wird bei der Mutter vorgestellt und erklärt den Sachverhalt. „Er kam, hat sich vorgestellt und hat gesagt...(...) Sie braucht Ruhe und muss lernen.“ Die Mutter hat anscheinend nichts dagegen, legt aber Wert darauf, dass die Nachbarn das nicht erfahren. „Ich war total erstaunt, dass meine Mutter das gesagt hat. Da hab ich gemerkt, sie will, dass ich glücklich werde.“

Gülüzar ist gespalten angesichts dieser Reaktion und dieser Haltung der Mutter. Einerseits scheint es ihr ein Ausweis zu sein dafür, dass die Mutter sie versteht und ihr in ihrer persönlichen Entwicklung keine Steine in den Weg legen möchte. Andererseits verachtet sie diese Tabuisierung und Doppelmoral, die letztlich auch ihre unglückliche Liebesbeziehung dauerhaft verunmöglicht und sie gleichzeitig an die traditionellen Werte und Konventionen des türkischen Herkunftsmilieus bindet. „Ich hasse das so sehr, ich hasse das total, weil dis is' voll verlogen.“

Der Abschluss dieses Segments fällt etwas kryptisch aus. Gülüzar räsoniert über andere Frauen, die offenbar diese türkischen Konventionen weniger verlogen finden als sie selbst. Um welche Frauen es geht und was es mit den Besuchen auf sich hat, bei denen die Frauen seelenverwandt und vertrauensvoll zusammensitzen und über ihre Probleme reden, bleibt hier allerdings weitgehend dunkel. Am plausibelsten scheint, dass Gülüzar hier am Ende der Ersterzählung noch einmal symbolisch auf die türkische Besucherkultur in der Familie zurückgeht, die sie bereits weiter oben kritisiert hatte. In diesem Fall signalisiert diese Sequenz noch einmal ihre Außenseiterposition innerhalb der türkischen Familiensitten und Traditionen. Der Verweis auf andere Frauen, die mit dieser „Verlogenheit“ und Doppelmoral innerhalb des Milieus weniger Probleme haben, steht dann abschließend für ihr Beharren auf einen eher nonkonformen Lebensstil innerhalb ihres türkisch-alevitischen Herkunftsmilieus, der sich nicht von einem sozialen Zwang zu ethnisch reiner Kollektividentität vereinnahmen lassen möchte: Allerdings ein non-konformer Lebensstil, der letztlich auf eine offene Konfrontation mit der Herkunftskultur weitgehend verzichtet.

Mit diesen symbolhaften Andeutungen endet die offene Phase der biographischen Ersterzählung. Die Erzählerin unterbricht ihren Redefluss, bittet um weitere Fragen und delegiert das Rederecht an die Interviewerin.

Biographische Gesamtformung – Gülüzar

Gülüzar wurde 1981 als jüngstes von sechs Kindern einer türkischen Familie in Hamburg geboren. Die alevitische Familie ist in den 70er Jahren nach Deutschland emigriert. Die Mutter arbeitet in der Süßwarenfabrik, der Vater bei der Straßenreinigung. Religiosität spielt im Alltag der Familie so gut wie keine Rolle.

Gülüzars biographische Erzählung ist stets durch ausführliche eigentheoretische Selbstthematisierungen und reflektierende Hintergrundkonstruktionen durchzogen. Noch vor der eigentlichen biographischen Erfahrungsaufschichtung setzt sie sich in distanziert-reflektierter Form mit der eigenen ethnischen und kulturellen Identität, auch mit der Rolle als Frau innerhalb einer türkisch-islamischen Familie auseinander. Dabei skizziert Gülüzar in symbolisch oder szenisch verdichteten Erzählpassagen zunächst vier zentrale biographisch relevante Themen, die ihr Aufwachsen innerhalb der türkischen Herkunftsfamilie und des türkischen Herkunftsmilieus bzw. als türkischstämmige Migrantin innerhalb der deutschen Mehrheitsgesellschaft prägen.

Da ist zum ersten die prekäre Identität als kurdische Alevitin; zum zweiten ist es das Aufwachsen inmitten einer zunächst dominanten türkischen Migrantenkultur; zum dritten erscheint die eigene Familie als problematischer Ort des Aufwachsens; zum vierten ist es die eher traditionelle Geschlechterordnung mit einer gravierenden Benachteiligung von Mädchen und Frauen, die Gülüzar als signifikante Faktoren ihrer Sozialisation anführt.

Als (1) alevitisch-kurdische Türkin in einer Migrantenfamilie in Deutschland grenzt sie sich explizit gegen die potenziellen Zuschreibungen eines orthodoxen Islam ab, macht aber auch auf die notwendige Differenzierung der alevitischen und kurdischen Minderheit innerhalb der türkisch-sunnitischen Migrantencommunity aufmerksam.

Als (2) junge Türkin in Deutschland macht sie schon von klein auf ihre Distanz gegenüber einem ethnisch homogenen türkischen Migrantenmilieu geltend. Ihr kulturelles Orientierungsmuster als biographisch leitende Instanz für die Ausbildung eines eigenen kulturellen Habitus ist demgegenüber – wie in zahlreichen narrativen Sequenzen untermauert wird – von Kindheit an in starkem Maße durch eine Ausrichtung an der deutschen Mehrheitskultur geprägt, wobei insbesondere auch signifikante Bezugspersonen aus dem deutschen Umfeld jeweils eine bedeutsame Rolle für das Mädchen und die junge Frau spielen. Wird bereits durch diese ausgeprägte Orientierung an der Kultur der deutschen Aufnahmegesellschaft ein potenzielles Spannungsverhältnis gegenüber dem eigenen familiären Herkunftsmilieu sichtbar, so macht Gülüzar (3) diese Distanz dann auch explizit aus dem Affekt gegen eine tendenziell soziale bzw. emotionale Vernachlässigung insbesondere durch die Eltern geltend. Die dominante Orientierung an der Kultur und Sozialwelt der deutschen Aufnahmegesellschaft durch die junge Frau bekommt so ein doppeltes Fundament: zum einen ist es einer expliziten Bildungsaspiration und gleichzeitigen Assimilation an die deutsche Lebenswelt geschuldet, zum anderen resultiert es aus der kompensatorischen sozialisatorischen und emotionalen Bedeutung deutscher Bezugspersonen innerhalb von Kindheit, Jugendalter und Erwachsenenalter. Verstärkt wird dieser Prozess der kulturellen und biographischen Distanz gegenüber dem eigenen ethnisch-kulturellen Herkunftsmilieu noch das Thema Geschlechtergerechtigkeit (4). Auch hier beansprucht Gülüzar – wiederum mit narrativ hoch ausgestalteten Passagen validiert – von Kindheit an ein explizit reflektiertes und distanzierendes Verhältnis zur

traditionellen Geschlechterrolle als Frau innerhalb ihrer kurdisch-alevitischen Familie bzw. ihres türkisch-islamischen Herkunftsmilieus. Auch aus dieser starken, konsistenten und kontinuierlichen Ablehnung eines untergeordneten Status als türkisch-muslimische Frau erwächst ein zusätzlicher Affekt gegen die kollektive Identität der eigenen Migrantengemeinschaft wie auch ihrer Familie. Alle diese ebenso eigentümlich reflektierten, wie auch narrativ ausgestalteten Motive und Erfahrungsaufschichtungen konstituieren bei der jungen Frau das Deutungsmuster eines Generationenkonflikts innerhalb der türkischen Migrantengemeinschaft, der in Gülüzars Fall mitten durch die Familie und selbst mitten durch die eigene Geschwisterreihe geht.

Innerhalb der biographischen Erfahrungsaufschichtung wird bei Gülüzar von klein auf das Muster eines Mädchens sichtbar, das innerhalb der Familie vernachlässigt wird. Emotionale Zuwendung oder erzieherische Unterstützung in ihrer Entwicklung sucht sie in der Familie vergeblich. Bereits mit der ersten Sequenz ihrer Biographie charakterisiert Gülüzar die eigene Mutter als Bezugsperson, die keinerlei emotionale und intensive Bindung an die eigene Tochter hat. Die Geburt des sechsten und letzten Kindes erscheint hier als lästiges Übel, das – so die parabelhafte Symbolik einer Passage – nicht mal der Mühe wert ist, während der Schwangerschaft einen Namen auszuwählen, der als bedeutsamer Teil der künftigen Identität des Kindes gelten kann.

Beide Eltern der Kinder sind berufstätig, und Gülüzar erinnert ihre Eltern auch vorrangig als arbeitend. Sie verlassen bereits im Morgengrauen („vier Uhr morgens“) die Wohnung und kehren erst am Nachmittag wieder zurück – „neun Stunden bis zehn Stunden am Tag.“ Die Mutter arbeitet auch noch spät abends: Fast immer ist Besuch in der Wohnung. Aufmerksam registriert Gülüzar auch die geschlechtsspezifische Benachteiligung: Die Brüder werden durchweg bevorzugt, während die Mädchen vielfältige Nachteile und Einschränkungen in Kauf nehmen müssen.

Positive Kindheitserinnerung hat Gülüzar vor allem an ihre Zeit im Kindergarten, wo sie oft lieber ist als zu Hause. Die positive Wertschätzung der Kindereinrichtung setzt Gülüzar explizit und kausal in Kontrast zu ihrem Elternhaus: sie geht gerne in den Kindergarten, weil es dort „vollkommen anders war als zu Haus“. Mit dieser Kontrastierung wird das eigene Elternhaus indirekt diskreditiert und herabgesetzt.

In der Familie hat sie keinerlei Spielzeug und niemand beschäftigt sich mit ihr. Gülüzar beschreibt ein spannungsreiches, eher problembeladenes Verhältnis gegenüber ihrem familiären Zuhause, in das sie nach dem Kindergarten gar nicht zurück möchte. In der Familie fühlt sie sich nicht angenommen, sie wird nicht als individuelle Persönlichkeit behandelt, sondern ist lediglich ein Kind unter Sechsen in einer Familie, in der die Eltern ausschließlich arbeiten oder Gäste bewirten. Ihre familiäre Existenz ist auf die bloße räumliche Anwesenheit beschränkt, allenfalls als funktionale Hilfskraft zur Unterstützung der Mutter in der Küche wird sie geschätzt.

Die Erzählung der überarbeiteten elterlichen Dauergastgeber von türkischen Besuchern erscheint dabei lediglich als Indikator für eine grundlegende Kritik der jungen Frau an den eigenen Eltern und der fehlenden Bindung zu den elterlichen Bezugspersonen. Es ist nicht nur der Zustand der Überarbeitung, aus dem heraus sich die unzureichende Beziehung zur Tochter speist. Die ausufernde Betriebsamkeit ist allenfalls ein Symptom: Diese Eltern – so scheint es Gülüzar – haben gar kein richtiges Interesse an diesem jüngsten von sechs Kindern.

Der Kindergarten erscheint vor dem Hintergrund dieser eher emotional vernach-

lässigten oder mindestens gleichgültigen Situation zu Hause als ein positiver Gegenentwurf – eine Lebenswelt, in der sich andere um das Mädchen kümmern und sich für sie interessieren. All kindlichen Statuspassagen und Kompetenzzuwächse (Schuhe binden, Fahrradfahren, schwimmen lernen, Puppen spielen) bringt das Mädchen eher mit dem Kindergarten, als mit dem Elternhaus in Verbindung.

Gülüzar skizziert für diese Phase zudem ein ausgeprägtes Selbstbehauptungsmuster, das letztlich von kleinauf ihre Entwicklungs- und Bildungsprozesse begleitet und strukturiert habe.

Dieser Gestus der früh eigenverantwortlichen und autodidaktischen Lernenden wird von Gülüzar aber nicht vorrangig als positives Selbstkonzept ihres kindlichen Bildungsprozesses skizziert. Vielmehr stellt sie dieses frühe Auf-sich-selbst-gestelltsein den fehlenden sozialen und emotionalen Bindungen zu den Eltern, und zwar explizit zum Vater und zur Mutter, gegenüber. Insbesondere beklagt sie die fehlende und unzureichende „Papa-Kind-Bindung“.

Die Kindheit des Mädchens und der Geschwister erscheint dabei nicht als Verlaufskurve, wohl aber als Zeit der elterlichen Vernachlässigung. Gülüzar beschreibt diese strukturelle Freiheit der Kinder als erzieherische Gleichgültigkeit und Desinteresse der Eltern. Diese frühe Lebensphase erscheint in dieser biographischen Erzählung ambivalent. Zum einen skizziert sie die strukturelle Vernachlässigung durch die eigenen ausschließlich berufstätigen Eltern, zum anderen beschreibt sie die Bedeutung der sozialpädagogischen Betreuungseinrichtungen, die sie auffangen und unterstützen. Vor diesem Hintergrund einer emotionalen Vernachlässigung schafft sich das Mädchen in Kindergarten und Kinderbauernhof ein eigenes Bezugssystem, in dem sie findet, was sie sucht. Der Kontrast zwischen diesen beiden Lebenswelten wird zudem von Gülüzar ethnisch bzw. kulturell aufgeladen. Es konkurrieren hier nicht nur Elternhaus und Kindertageseinrichtung um die emotionale Bindung an das Mädchen, für das Mädchen stehen sich hier auch türkische Familienkultur und deutsche Kinderbetreuung, bzw. Erziehungs- und Bildungseinrichtung gegenüber.

Dieses latente Spannungsverhältnis zwischen türkischer Familie und öffentlichen Erziehungseinrichtungen erweist sich auch in der Folge als markantes Strukturmerkmal von Gülüzar's Kindheit und Jugend. Ein stabiles institutionelles Gerüst bekommt die zunehmende, auch kulturelle Distanz gegenüber dem Elternhaus durch den folgenden Bildungsprozess. Die junge Frau erweist sich als ausgesprochen bildungsbeflissen und durchläuft einen erfolgreichen Bildungsprozess bis zum Abitur. Die Eltern und auch die Familie insgesamt nehmen an diesem Bildungserfolg allerdings nur desinteressiert teil.

Ein markantes, hochgradig symbolisch aufgeladenes Ereignis ist die Einschulung. Überaus stolz ist das Mädchen, als der Vater sie bei dieser wichtigen kindlichen Statuspassage begleitet. Es bleibt indes das einzige Mal in den folgenden dreizehn Jahren, dass der Vater sich um die Schulbildung seiner Tochter kümmert („kein Elternsprechtag, nichts.“). Die Benachteiligung als Mädchen setzt sich zunächst auch in der Schule fort: Gülüzar besucht eine rein türkische Klasse und registriert hier aufmerksam die geschlechtsspezifischen Benachteiligungen unter den türkischen Schülern.

Mit der Pubertät spitzen sich die Differenzen zwischen Tochter und Eltern zu. Das betrifft sowohl die Entfremdung der Tochter gegenüber den Eltern angesichts der Moralvorstellungen und der traditionell pruden Erziehung gegenüber der heranwachsenden Tochter, wie auch die zunehmende Bedeutung der sozialen Kontrolle im

familiären und ethnischen Herkunftsmilieu gegenüber einer zunehmend adoleszenten und um Verselbständigung bemühten jungen Frau. Gülüzar beschreibt diese Entwicklungsphase und ihren familiären Lebensweg in ihren retrospektiven Selbstthematisierungen in besonderer Weise als einen kontinuierlichen und stetigen Kampf um die Durchsetzung der eigenen Position und die Verwirklichung der eigenen Vorstellungen von einem selbstbestimmten Leben im Kontext dieser türkisch-alevitischen Familie. Und dabei geht es nicht bloß um die erfolgreiche Selbstbehauptung in diversen situativen Konflikten mit der Familie, sondern letztlich um die Durchsetzung eines gegenüber der familiären Tradition und Erwartung alternativen Konzepts von Lebensführung. Ein Konzept, das nicht länger auf das traditionelle Modell von Ehe, Familie und Kinderkriegen zielt, sondern den selbst bestimmten und individuell gestalteten und verantworteten Lebensweg einer jungen Frau, die insbesondere auch ihre eigenen Bildungsambitionen zu verwirklichen sucht. Diese Alternative, so Gülüzar, war aber nur im Kampf gegen die türkisch-alevitische Tradition des Elternhauses und des Herkunftsmilieus möglich.

Ein zentrales Thema innerhalb der biographischen Erfahrungsaufschichtungen ist dabei die Sexualmoral der Eltern bzw. Familie. Sexualität ist in Gülüzars Familie „absolut tabu“. Das Mädchen wird nicht aufgeklärt und selbst bei ihrer ersten Menstruation mit 13 Jahren leugnet die Mutter die Bedeutung. Sie spekuliert gegenüber der erschreckten und ratlosen Tochter über eine Verletzung und rät zum Arztbesuch. „Meine Mutter schickt mich einfach weg.“

Die Episode ist für Gülüzar entsprechend nicht allein ein Beleg für eine überkommene und prude Sexualmoral der Eltern, sondern vor allem auch ein Indikator für die Sprachlosigkeit, die mangelnde Beziehungsfähigkeit und die fehlende Kommunikation innerhalb der eigenen Familie und insbesondere zwischen den Generationen. Das Verhältnis zu den eigenen Eltern ist hier von Tabus geprägt – über „intime Sachen“, über „Aufklärung“, „was es bedeutet eine Frau zu sein“, „welche Werte du als Frau hast“ – darüber kann nicht gesprochen werden.

Diese Enttäuschung über die fehlende Beziehungs- und Kommunikationsfähigkeit ist aber nicht einfach Frustration über die eigenen Eltern. Vielmehr werden die Differenzen und unterschiedlichen Ethik-, Moral- und Erziehungsvorstellungen von der jungen Frau auch ethnisch-kulturell aufgeladen. Die Enttäuschung ist ihr Symptom einer traditionellen Kultur und Werteordnung, die sie vor allem mit den türkischen Konventionen des eigenen Elternhauses, aber auch dem kurdisch-alevitischen Migrantenumilieu in Deutschland in Verbindung bringt. Die Erfahrungen und Beobachtungen mit den deutschen Freunden, Klassenkameraden und ihren Familien zeigen ihr Alternativen, die sie für sich als positive Leitbilder und orientierungsleitende Folien für die eigenen Lebensführung bzw. die Beurteilung ihres familiären Herkunftsmilieus adaptiert.

Die biographischen Rekonstruktionen zu diesem innerfamiliären Kulturkonflikt bzw. zu den adoleszenten Auseinandersetzungen um den Verselbständigungsprozess der jungen Frau sind in der Erfahrungsaufschichtung immer wieder durch einordnende und bewertende Hintergrundkonstruktionen aus der Gegenwart der Erzählerin durchdrungen. Besonders markant ist dabei die wiederholte Thematisierung des Ehrenmord-Falles der Berlinerinnen Hatun Sürücü.

Gülüzar beschreibt den Fall als Beispiel eines zunehmend öffentlich werdenden Diskurses über die zunehmende Ethnisierung und Islamisierung in den türkischen

Milieus. Gleichzeitig verortet sie auch indirekt sich selbst in diesem Prozess über die Auseinandersetzung mit traditionellen Familienstrukturen und orientalistisch-islamischen Werten. Der Fall hat für sie die Bedeutung eines normativen Wertehorizonts im traditionellen Herkunftsmilieu, der mit der latenten oder manifesten Drohung verbunden ist, dort zur Not auch mit Gewalt durchgesetzt zu werden.

Gülüzars Beschreibung der kulturellen und moralischen Konflikte in der Jugendphase junger Türken macht auf die Geltung eines Orientierungs- und Deutungsmuster aufmerksam, das auch ihre eigene biographische Lebensplanung bzw. ihre eigene Lebensführung bestimmt: Die Geltung einer nach wie vor wirksamen sozialen Kontrolle im ethnischen Herkunftsmilieu und in der eigenen, eher traditionell orientierten Familie, die eine eigenständige, individualisierte Jugendbiographie im Sinne eines sukzessiven Verselbständigungsprozesses gegenüber der Familie nicht zulässt. Jugendliche Ablösungsprozesse in türkischen Familien, so Gülüzar, verlangen von den Heranwachsenden der Zweiten Generation vielmehr eine strategische Lebensplanung, die die traditionellen Orientierungen und Erwartungen der eigenen Familie in Rechnung stellt und auch angemessen bedient. Das Muster der pragmatischen Eheschließung – gewissermaßen eine Vernunftehe unter modernen Sozialstrukturen – ist da in ihrem Blick eines der gängigen Muster und wird ja auch, wie die Interpretation oben ergab, auch von ihren eigenen Geschwistern so praktiziert.

Gülüzars Deutungen über die Familienstrukturen und die Ablöseprozesse junger Türken können keine empirische Evidenz beanspruchen. Sie sind kein Beleg für die tatsächliche Dominanz solcher Orientierungs- und Handlungsmuster und kulturelle Generationenkonflikte innerhalb der türkischen Migrantenfamilien in Deutschland und sagen nichts aus, inwieweit ein solches Muster tatsächlich unter den Heranwachsenden aus türkisch-islamischen Milieus verbreitet ist. Bedeutsam ist diese Reflexion aber als subjektiv und biographisch bedeutsames Deutungsmuster innerhalb der Biographie *dieser* jungen Türkin. Es dokumentiert somit einen spezifischen Typus von Deutungsmustern, die unter jungen türkischen Muslimen relevant sind.

Für die eigene Familie macht Gülüzar eine Generationenkluft aus, die nicht nur zwischen Kindern und Eltern existiert, sondern auch mitten durch die Geschwisterreihe verläuft. Drei Geschwister teilen eher die Orientierungen und Erwartungen der Eltern; drei weitere grenzen sich davon ab. Zwischen diesen Geschwistern werden dabei zwei unterschiedliche Modelle von Verselbständigungsprozessen sichtbar. Offenbar die älteren Geschwister (die noch in der Türkei geboren wurden) folgen eher dem traditionellen Ablösungsmodell innerhalb der Familie: „Ich heirate sowieso.“ Danach findet ein Verselbständigungsprozess der Kinder nicht als sukzessiver Entwicklungsprozess der Herausbildung einer eigenen Ich-Identität in steigender Abgrenzung gegenüber dem Elternhaus statt, sondern als familiärer Statuswechsel nach der Gründung einer eigenen Familie. Erst mit der Heirat und damit der Gründung eines eigenen familiären Haushaltes endet demnach die elterliche Vormundschaft über die Kinder. Gülüzar rechnet sich demgegenüber zum Kreis der eher nonkonformen Geschwister, die den Auseinandersetzungen mit den Eltern nicht aus dem Weg gehen und für eine Veränderung der Erwartungen, Normen und möglichen Lebenskonzepte „kämpfen“. Im Unterschied zu den eigenen konservativeren Geschwistern betont Gülüzar in den eigentheoretischen Reflexionen für sich das Selbstbehauptungsmuster einer jungen Frau, die ungeachtet der familiären und elterlichen Auseinandersetzungen eine eigene biographische Lebensführung entwirft und dieser

auch folgt – unbeschadet der kulturellen Traditionen und normativen Erwartungen ihres türkisch-alevitischen Herkunftsmilieus.

Früh entwickelt die junge Frau ein ausgeprägtes Selbstbehauptungsmuster. Sie setzt sich kritisch mit der Familie und ihrer türkische Kultur auseinander. In der Jugendphase spitzen sich diese Auseinandersetzungen zu. Wie andere Jugendliche auch sucht das Mädchen die Verselbständigung gegenüber dem Elternhaus, auch gegenüber ihrer türkischen Kultur: Sie will weggehen, ins Kino, in die Disco, Schlagzeug spielen und Musik machen. Der Vater reagiert darauf mit rigiden Verboten und auch mit Gewalt. Bereits als kleines Mädchen registriert Gülüzar hilflos und entsetzt die Gewalt gegen die ältere Schwester. Zugleich sind diese Episoden ihr immer auch wieder ein Beleg für das durchgängig mitreflektierte Thema der ungleichen Geschlechterordnung in der Familie. Schläge bekommen nur die Mädchen.

Als die junge Frau abends ausgehen möchte, in die Disko, ist der Vater strikt. „Disko ist etwas für Schlampe.“ Es kommt zu eskalierenden Auseinandersetzungen um die Geltung und Durchsetzung der elterlichen Altersnormen. Ein zentraler Aspekt ist auch hier wiederum die Evidenz der sozialen Kontrolle im kulturellen Herkunftsmilieu, der sich Gülüzar zu fügen habe.

Gülüzar beschreibt mit diesen Konflikten und ihren Begründungszusammenhängen einen Generationen- und Kulturkonflikt zwischen Eltern und Tochter über die Geltung und Begründung pädagogischer Erwartungen und sozialer Normen. Die Eltern machen hier die Geltung einer eher traditionellen sozialen Kontrolle im eigenen Herkunftsmilieu zur obersten Maxime ihrer Erziehungsansprüche und sozialen Erwartungen gegenüber der Tochter. Also nicht die elterliche Sorge um den Entwicklungsprozess, das individuelle Wohl unter Berücksichtigung der individuellen Bedürfnisse und die Selbstverantwortung der Heranwachsenden steht hier für die Eltern im Mittelpunkt des Disputs, sondern die Antizipation einer möglichen negativen Sanktionierung im sozialen Umfeld der Verwandtschaft und der Nachbarn. Gülüzar thematisiert in diesen narrativen Sequenzen implizit die soziale Struktur des orientalischen Ehrkonzepts als orientierungsleitenden Rahmen der elterlichen Erziehung und ihrer Erziehungsmaximen. Die eigene elterliche Verantwortung und Fürsorge bleibt stets eingeklammert in den übergeordneten Rahmen der sozialen Kontrolle des ethnisch-kulturellen Milieus. Es sind dessen Normen und Konventionen, die es gegenüber den Kindern durchzusetzen gilt. Und deren Geltung und Geltungsbegründung ergibt sich letztlich aus der Sorge um Erhaltung der Familienehre. Familienehre lässt sich als unverbrüchlicher Konsens mit den ungeschriebenen aber wirkungsmächtigen sozialen Erwartungen und kulturellen Traditionen des eigenen ethnischen Migrantenumilieus beschreiben. Ihre Erhaltung sichert die soziale Integration und soziale Anerkennung im Sozialraum des Herkunftsmilieus.

Für Gülüzar ist dieses Begründungsmuster inakzeptabel. Ihr erscheint der Rückzug auf das Relevanzsystem eines diffusen sozialen Nahraums in Nachbarschaft und Verwandtschaft ein Affront gegenüber der Individualität und der persönlichen Würde der heranwachsenden Tochter. Der Generationenkonflikt zwischen Eltern und Tochter lässt sich somit auch als kultureller Konflikt zwischen zwei unterschiedlichen Modi sozialer Kontrolle bzw. unterschiedlichen Konzepten elterlicher Sorge beschreiben.

Gülüzar orientiert sich eher an einem individualisierten und diskursiven Modell der Eltern-Kind-Beziehung, in der die erzieherischen Ansprüche und Erwartungen

vor allem am Leitbild eines sich sukzessive entwickelnden selbstverantwortlichen, vernünftigen Subjekts orientieren. Die elterliche Sorge und damit das Recht der elterlichen Fremdbestimmung – etwa im Rahmen von elterlichen Geboten und Verboten – legitimiert sich hier aus der verantwortungsvollen Sorge um die Sicherung und Entfaltung der jugendlichen Persönlichkeit und ihrer Entwicklungsprozesse. Soziale Normen, die etwa als Antizipation gesellschaftlicher Erwartungen oder Konventionen Geltung beanspruchen, müssen entsprechend immer diskursiv begründbar und hinterfragbar sein. Soziale Kontrolle wird in diesem Modell des familiären Verhandlungshaushaltes vor allem wirksam als Internalisierung entwicklungsrelevanten Wissens (z.B. über Gesundheit und Gefahren) sowie als Internalisierung einer eigenverantwortlichen Selbstkontrollinstanz, die mit dem Aufbau einer vertrauensvollen und kommunikativen Beziehung im Eltern-Kind-Beziehung korrespondiert.

Die Eltern orientieren sich demgegenüber eher am – älteren – Konzept eines Befehlshaushaltes, in dem die ältere Generation den Kindern verbindliche und letztlich unhinterfragbare Normen und Regeln vorgibt. Die Geltung dieser Normen ergibt sich aus den sozialen Erwartungen, die über das Ehr-Konzept und die kulturellen Traditionen im kulturellen Herkunftsmilieu reproduziert und gesichert werden. Auch für die Eltern sind diese Normen und Konventionen letztlich nicht verhandelbar und veränderlich. Die Sicherung des sozialen, kulturellen und normativen Ordnungsrahmens, in den die Familie und ihre Mitglieder eingebettet ist, hat letztlich Vorrang vor den Bedürfnissen und Ansprüchen des einzelnen Individuums. Die Internalisierung sozialer Normen und Verhaltenserwartung ist dabei immer schon eingeklammert durch die stets latente Drohung einer externen sozialen Kontrolle und damit der potenziellen Sanktionierung im Umfeld des Herkunftsmilieus. Der Status dieser sozialen Kontrolle ist dabei durch ein hohes Maß an Definitionsmacht innerhalb des sozialen Milieus gekennzeichnet. Entsprechend gilt es, bereits die öffentliche Thematisierung eines möglichen Ehr-Verstoßes als Verdacht antizipierend zu verhindern.

Gülüzar wehrt sich gegen diese überbordende Verdachts- und Kontrollstruktur, die ihr als handlungsleitender normativer Rahmen von den Eltern auferlegt wird. Dabei kritisiert sie insbesondere die unkontrollierbare, inflationär mäandernde Definitionsmacht und Deutungshoheit, die hier dem sozialen Umfeld eingeräumt wird. Alle Handlungsmuster stehen in dieser Verdachtskultur immer schon symbolisch für weitergehende Verdächtigungen. Die späte Heimkehr aus der Disko ist immer auch schon ein Indikator für einen unmoralischen Lebenswandel, potenziell für den Verlust von Moral und Ehre.

Die junge Frau reflektiert in dieser Konfliktsequenz mit den Eltern und der antizipierten sozialen Kontrolle der Nachbarschaft nicht nur die normativen Zwänge eines eher konservativ-traditionalen türkischen Migrantenmilieus. Es geht im Kern auch um den Verdacht gegenüber einer ethnisch Abtrünnigen und Außenseiterin. Nicht nur die Ausgehzeiten erweisen sich als Problem zwischen den Generationen, sondern auch der Bildungsaufstieg der jungen Frau, ihre Orientierung an der deutschen Mehrheitskultur, ihr ästhetischer Habitus, der sich eher an einem westlich freizeitkulturell-alternativen Stil orientiert, als an ästhetischen Standards des türkischen Herkunftsmilieus. „Sie sieht aus wie ne Deutsche und äh tut hier irgendwie auf voll gebildet.“ Diese antizipierten Verdächtigungen kumulieren in dem Stereotyp über den Verlust der eigenen Jungfräulichkeit sowie die Spekulation über einen möglichen deutschen Freund.

Gülüzar beschreibt eben dieses Szenario als Ausdruck eines psychologischen Drucks, dem sie sich in der Familie und im Herkunftsmilieu ausgesetzt fühlt. Sie beschreibt im weiteren, wie sich diese soziale Kontrollstruktur real im Haus manifestiert: über die Nachbarschafts- und Freundinnentreffen, an denen ihre Mutter teilnimmt. Sie bilden gewissermaßen den Sozialraum für Tratsch und Klatsch und lassen so die soziale Kontrollstruktur erst innerhalb der Familie wirksam werden. Zum Problem wird diese soziale Ordnung für Gülüzar, da sich die Mutter diesem normativen Druck kaum entziehen könne. Für sich selbst behauptet Gülüzar eine kritische und selbstbewusste Distanz gegenüber den sozialen Erwartungen des Milieus („Ich würde ihr meinen Mittelfinger zeigen und sagen, leckt mich, Alter“), allerdings gelte das nicht für ihre Mutter („Meine Mutter hat aber diese Kraft nicht.“). Einmal mehr erfährt die elterliche – hier die mütterliche Erziehung und Fürsorge – eine deutliche Kritik durch die junge Frau. Auch hier gilt der Vorwurf, dass die Mutter zugunsten der Konformität gegenüber den Nachbarn, Verwandten und den sozialen Erwartungen des Milieus die Interessen und Bedürfnisse der eigenen Tochter ignorieren und missachten.

Dabei geht der soziale Druck aus dem Herkunftsmilieu über die Kontrolle des alltäglichen Verhaltens der jungen Frau noch hinaus. Er richtet sich auch auf biographisch relevante Dimensionen der eigenen Lebensplanung, etwa indem die Verwandten lästern, dass die junge erwachsene Frau immer noch zu Hause lebt und noch nicht verheiratet ist. Diese Erwartung an ein standardisiertes Lebenslaufmodell wird zugleich mit Verdächtigungen und Spekulationen über den moralischen Lebenswandel der jungen Frau verbunden, etwa über ihre Jungfräulichkeit und ihre reduzierten Chancen bei Männern. Gülüzar beschreibt so in ihren selbstthematizierenden Reflexionen ein dichtes Netz sozialer Kontrolle und sozialer Erwartungen, mit denen sie im familiären Umfeld regelmäßig konfrontiert ist und die sich eben nicht nur auf den unverbindlichen Klatsch und Tratsch von Nachbarn und Verwandten beziehen, sondern einen verbindlichen und nachhaltigen Druck auf die junge Frau ausübt, der immer auch mit dem sozialen Ansehen der Familie insgesamt verbunden ist. Die junge Frau lässt sich gleichwohl davon nicht beirren und steht dem traditionellen Muster einer familialen Lebensführung, vor allem als verbindliche kollektive Erwartung, eher kritisch und ablehnend gegenüber. „Warum sollte man heiraten, wenn man nicht heiraten will?“

Die Auseinandersetzungen um diese familien- und milieuspezifischen Erwartungen, Normen und Konventionen sind bei Gülüzar stets auch eingebettet in ein selbstkritisches Rasonieren über die eigene kulturelle Identität.

Der Streit um die adoleszenten Altersnormen der Ausgehzeiten erscheint so lediglich als Widerschein einer grundsätzlichen sozialen Erwartung des Herkunftsmilieus, aber auch der eigenen selbstreflexiven Klärung über den künftigen biographischen Lebensentwurf und die eigene familiale Lebensform. Die soziale Kontrolle des sozialen Umfelds über die Altersnormen einer Halbwüchsigen wird jetzt als Mosaik innerhalb eines größeren Bildes der kulturellen Reproduktion türkisch-alevitischer, oder allgemeiner orientalischer Familientradition sichtbar. Es geht nicht nur um das pünktliche Nach-Hause-Kommen und damit um ein Symbol der Sittlichkeit und Moral muslimischer Mädchen. Der Altersnormenstreit um Ausgehzeiten ist auch ein Streit um die Geltungsmacht der Reproduktion kultureller Homogenität und der sozialen Sicherung kultureller Konventionen und Tradition des türkisch-alevitischen

Herkunftsmilieus gegenüber der zweiten Generation in der kulturellen Diaspora einer Migrationsgesellschaft. Die Folgsamkeit bei den Ausgehzeiten impliziert – im Blick der jungen Frau – auch die Konformität gegenüber den familiär-kulturellen Heiratsmustern.

Und dabei reduziert sie die Problematik keineswegs auf die Frage der Konformität oder des Widerspruchs gegenüber sozialen Erwartungen. Zum Problem wird ihr der Konflikt mit Eltern, Familie und Nachbarschaft nicht nur wegen unvereinbarer kultureller Konventionen, sondern gerade auch deshalb, weil sie selbst bei dieser Frage unentschlossen ist. Auch für sie selbst wird der Aspekt adoleszenter Regelverletzungen bei den Ausgehzeiten zu einem Signal der Selbstvergewisserung über Grundsätzliches. Und dabei geht es um nichts Geringeres als die Frage der kulturellen Identität als türkisch-kurdisch-alevitische Angehörige der zweiten Generation im Kontext einer auch deutschen Herkunftskultur.

Die Frage der Heiratsmuster stellt sich dabei als zentraler Ausgangspunkt dieser Identitätsproblematik. Das Heiratsverhalten erscheint hier als zentraler Kristallisationspunkt einer kulturellen Entscheidung. Die Entscheidung für einen türkischen Partner ist – für Gülüzar – auch eine grundsätzliche Entscheidung für die Legitimität und die prinzipiellen Geltungsansprüche der traditionellen Erwartungen in Familie und Herkunftsmilieu. Die Entscheidung für einen deutschen Partner negiert demgegenüber in dichotomer Weise eben diesen Anspruch auf kulturelle Reproduktion der eigenen kollektiven Identität und Konsistenz des sozialen Milieus.

Innerhalb der Jugendphase spitzen sich die Auseinandersetzungen zwischen Tochter und Eltern, vor allem dem Vater, zu. Für Gülüzar sind die verschiedenen Anlässe und Streitpunkte lediglich Indikatoren für ihr grundlegendes Bemühen um einen adoleszenten Verselbständigungsprozess gegenüber den Eltern und deren Lebensstil. Gülüzar beschreibt hier somit den typischen Verselbständigungsprozess einer jungen Frau, die sich zunehmend gegenüber den Eltern und der Familie abgrenzt, nach eigenen Orientierungen sucht und mit verschiedenen jugendkulturellen Lebensstilen experimentiert. Innerhalb dieser türkisch-alevitischen Familie, die sich in Bezug auf Geschlechterrollen eher an traditionellen Familien- und Geschlechterstrukturen orientiert, ist dieser adoleszente Jugendprotest allerdings ein Affront. Sowohl für die Tochter, wie für die Eltern geht es nicht allein um einen jugendlichen Verselbständigungsprozess. Der Protest gegen die elterlichen Erwartungen und geschlechtlichen Rollenzuschreibungen ist hier auch immer kulturell aufgeladen. Das Bemühen um eine Ablösung von den Eltern gerät in dieser Familie zugleich auch immer zu einer Ablösung von der türkisch-alevitischen Stammkultur. Gülüzar orientiert sich verstärkt an den Leitbildern, den kulturellen Ausdrucksformen, den Beziehungs- und Kommunikationsformen sowie an biographischen Konzepten, die sie im Kontext der deutschen Mehrheitskultur kennen und schätzen gelernt hat.

Eingebettet in entsprechende exemplarische narrative Sequenzen über deutsche und türkische Familien skizziert Gülüzar hier letztlich die Unterschiede zwischen einer traditionellen Kurzpubertät und einem ausgeprägten Bildungsmoratorium. Das traditionelle Modell, das hier die türkischen Eltern vorsehen, kennt keine gleichermaßen bildungsorientierte, freizeitkulturelle und tendenziell hedonistische Jugendphase, in der die Selbständigkeit der Heranwachsenden das sukzessive Ergebnis eigener selbstverantworteter experimenteller Lebensentwürfe und Lebensstile ist – insbesondere nicht für junge Frauen. Gülüzar hat sich indes für ein ausgeprägtes,

selbstverantwortetes Bildungsmoratorium und damit letztlich für das Muster einer individualisierten Jugendbiographie entschieden. „Ich wollte allein selbstständig sein.“ Selbstständigkeit sollte hier nicht, wie im traditionellen Konzept der im Initiationsritual zugeschriebene Statuswechsel von der elterlichen Obhut in die eheliche Obhut des Ehegatten sein. Sie beansprucht für sich nichts weniger als die Unentschiedenheit und vorübergehende Freiheit einer ausgeprägten postadoleszenten Phase – ein typisches Muster der individualisierten Jugendbiographie im erweiterten Bildungsmoratorium. „Also ich wollte weder heiraten, noch damals mich sofort entscheiden, jetzt äh zu studieren oder so.“ Sicher ist sich die junge Frau in ihren grundsätzlichen Bildungsambitionen. Sie will die Oberschule erfolgreich beenden und das Abitur erreichen. „Ich hab doch erstmal gar nicht bedacht, wie weit das gehen würde.“ Die weitergehenden Pläne? Bleiben erst mal offen. Nur soviel ist sicher: Ich will anders leben. „Anders“ – das bezieht sich hier auf den Gegenhorizont im Lebensstil der eigenen türkisch-alevitischen Eltern und die darin für sie vorgesehen Frauenrolle der immergleichen Hausfrau, Mutter und ewigen Gastgeberin ihres Familienbesuchs. Gülüzar beschreibt als Gegenmodell ein typisch jugendkulturelles Muster. „Ich will Musik machen, ich will tanzen, ich will mein Leben anders gestalten, als immer zu Hause zu sitzen und irgendwie Tee zu machen und die Gäste zu bedienen.“ Anders aber auch als die Rolle, die sie damals als Heranwachsende in der eigenen Familie zu spielen hat: Die gehorsame Tochter, die immer pünktlich zu den vorgegebenen Ausgehzeiten „nach Hause kommt“, die sich dabei noch „beleidigen lässt“ und die einem steten „psychologischen Druck“ ausgesetzt ist. „Das wollte ich einfach nicht mehr. Und dann habe ich mich immer dagegen gewehrt.“

Innerhalb der Jugendphase führen diese Ansprüche der jungen Frau an Selbstständigkeit und Freizügigkeit zum gewalttätigen Eklat und zum Bruch mit der Familie. In einer Streitsituation eskaliert die gewohnte Gewalt des Vaters, bis er sie blau und blutig geschlagen hat. Gülüzar bricht aus der Familie aus, wohnt zunächst im Mädchenheim, dann in einer Wohngemeinschaft mit einer Frau. Wieder sind es professionelle pädagogische und sozialpädagogische Bezugspersonen, die hier einen kompensatorischen Ausgleich zur eigenen Familie bilden und zu signifikanten Anderen bei der Klärung dieser sozialen und biographischen Problemsituation werden.

Etwa anderthalb Jahre lebt Gülüzar außerhalb der Herkunftsfamilie, bis sie nach einer zunächst behutsamen Kontaktaufnahme von Seiten der Mutter und nach etwa 8-10 Monaten einer sukzessiven Wiederannäherung an die Familie sich zur Rückkehr in das Elternhaus und ihr eigenes Kinderzimmer entschließt.

Ungeachtet aller Konflikte und Differenzen mit dem Elternhaus durchläuft Gülüzar insgesamt einen überaus erfolgreichen Bildungsprozess. Sie geht auf das Gymnasium und macht dann erfolgreich das Abitur. Innerhalb der Familie ist die junge Frau das einzige Kind mit einer solch erfolgreichen Bildungslaufbahn. Unterstützung oder auch nur interessierte Anteilnahme erfährt sie dabei aber nie – vor allem nicht von den Eltern oder den eigenen Brüdern. Innerhalb dieser eher proletarischen Familie gibt es offenbar keine Sensibilität und keine Gespür für die Bedeutung und den Wert, den dieser Bildungserfolg für die junge Frau hat. Nicht nur das. Wie auch bei anderen Themen erscheint auch hier das Thema Bildung wieder – wie Gülüzar herausstellt – ethnisch-kulturell aufgeladen. Das gilt sowohl in der autobiographischen Selbstwahrnehmung wie auch in der Fremdwahrnehmung der Familienmitglieder, wie Gülüzar betont. Die erfolgreiche Bildungslaufbahn erscheint da lediglich ein

Indikator für einen umfangreicheren und lange währenden kulturellen Wandlungsprozess des Kindes und der späteren Jugendlichen. Gülüzar skizziert dies als einen langjährigen biographischen Selbstbehauptungsprozess, in dem der selbst gewählte und -behauptete ambitionierte Bildungsprozess lediglich der Kristallisationspunkt für die Durchsetzung einer eigenen individualisierten Lebensführung und auch Abgrenzung gegenüber der eigenen Familie wird. Er wird mithin zum Kern der eigenen persönlichen Identität in Abgrenzung zum kurdisch-alevitischen Elternhaus. „Und ich wollte dadurch, dass ich auch anders war, äh vielleicht auch für sie deutsch geworden bin, wollte ich aber trotzdem ihnen beweisen, ich will meinen Weg gehen, ich will auch meine Schule machen.“

Mit ihrer Entwicklung in Kindergarten und Schule, ihren Orientierungen, ihren Bildungsambitionen, auch ihren sozialen Kontakten hat sie sich auch sukzessive vom kulturellen Selbstverständnis der Familie, den Eltern und wohl auch manchen Geschwistern entfernt. Gülüzar sieht das selbst als Prozess hin zu einer stärkeren Orientierung an der Kultur der Mehrheitsgesellschaft, ihrem deutschen Umfeld. Zugleich ist diese Entwicklung aber auch ein Prozess der eigenen Emanzipierung und Verselbständigung. „Weil ich wusste, wenn ich jetzt meine Schule nicht mache, dann werde ich nie selbstständig sein.“ Die Bildungsambitionen sind also explizit auch auf den Ablöseprozess gegenüber der Herkunftsfamilie und dem kulturellen Herkunftsmilieu gerichtet, die allenfalls eine eher traditionelle weibliche Biographie als Perspektive für sie bereithalten. Erst der erfolgreiche Bildungsabschluss bedeutet auch potenzielle Unabhängigkeit gegenüber der elterlichen Fremdbestimmung.

Die eigene Abiturphase wird dann aber zugleich zur schmerzhaften Initiationsphase in diese bildungserfolgreiche individualisierte Biographie.

Bei allem Bemühen um Selbstbehauptung, um Verselbständigung und potenzielle Ablösung vom kulturellen Herkunftsmilieu ihrer türkisch-alevitischen Migrantenfamilie, ist sie in dieser Zeit doch auch das verletzte Kind, das sich vor allem die Unterstützung und den emotionalen Zuspruch der eigenen Eltern wünscht. Diese sind aber nicht daheim, sondern auf Besuch in der Türkei. Und als sie nach erfolgreicher Abi-Prüfung strahlend nach Hause kommt und auf wohlwollende Anerkennung und Würdigung durch die Geschwister hofft, sitzt der Bruder beim Fußball vor dem Fernseher und will nicht gestört werden. Die junge Frau ist schwer enttäuscht über soviel Desinteresse und Ignoranz, sucht in der Retrospektive aber um relativierendes und versöhnliches Verständnis für das Verhalten des Bruders. Er habe als türkischer Mann vielleicht seine Gefühle nicht so zeigen können.

Im Laufe der Jahre hat Gülüzar eine höchst ambivalente Haltung zu ihrer türkischen Herkunftskultur entwickelt. Sie nimmt nicht mehr an den Familienfesten und –feiern teil. „Ich habe einfach die Schnauze voll davon.“, weil sie die traditionellen geschlechtspezifischen Regeln und Rituale nicht mehr ertragen kann. Stattdessen orientiert sie sich stark an der deutschen Alltagskultur: sie geht in deutsche Diskos, hat auch deutsche Freunde und orientiert sich an einem hoch emanzipierten und individualisierten Frauenbild.

Bereits in der Abiturzeit hat sie einen deutschen Freund kennengelernt, der zunächst ihr Nachhilfelehrer ist. Der Mann ist zwanzig Jahre älter und Privatdozent. Die Bedeutung und der Charakter dieser Beziehung bleibt im Interview etwas vage. Der Hinweis auf einen gemeinsamen Aufenthalt in einer anderen Großstadt, der Freund hat dort eine Wohnung, deutet auf eine Liebesbeziehung. Die Episode mit

dem Freund ist für Gülüzar ein Beleg für die Doppelmoral der eigenen Eltern, denn die Mutter stimmt dem gemeinsamen Aufenthalt in der anderen Stadt zu, nachdem der Freund sich bei ihr vorgestellt hatte: wenn denn nur die Nachbarn nichts erfahren! Die Beziehung bleibt aber offenbar nur eine Episode.

Seit einem halben Jahr ist Gülüzar in einem sozialwissenschaftlichen Studiengang eingeschrieben und studiert dort, während sie nach wie vor bei ihrer Familie lebt. Ihr großes Problem ist gegenwärtig, dass sie seit drei bis vier Jahren einen festen Freund hat, den sie vor der Familie verbergen muss. Beide haben sich auf einer Party und beim Musik machen kennen gelernt, und der junge Mann studiert in einem ähnlichen Bereich wie sie selbst. Das Problem ist: Der junge Mann ist Deutscher. Gülüzar liebt ihren Freund sehr und die Beziehung hat inzwischen einen verbindlichen und ernsthaften Charakter. Allerdings dürfen insbesondere die Eltern, insbesondere der Vater davon nichts wissen. Gülüzar fürchtet wiederum massive Sanktionen und zieht einmal mehr das Menetekel um Hatun Sürücü als warnendes und abschreckendes Beispiel heran. Die beiden haben sich stattdessen ein System von heimlicher Kommunikation und heimlichen Treffen geschaffen. Wenn die Eltern nicht da sind, lebt die junge Frau schon mal intensiver bei ihrem Freund. Auch ansonsten kann sie schon mal bei ihm übernachten. Mit 25 Jahren fragen die Eltern nicht mehr intensiv nach. Ihnen reichen ausweichende und beruhigende Antworten von Gülüzar. Den deutschen Freund in die Familie einzuführen, ist ihr aber nach wie vor undenkbar. Lediglich eine Schwester ist inzwischen eingeweiht und akzeptiert den jungen Mann auch. Gülüzar ist von ihrem Freund aber überzeugt und liebt dessen Wesen und den gemeinsamen Umgang und die Beziehung miteinander. Eine gemeinsame Familie mit Kindern kann sie sich mit dem Freund durchaus vorstellen, aber noch nicht in der Gegenwart. Beide halten sich dafür noch zu jung und sind noch zu sehr mit dem eigenen Studium beschäftigt.

Ungeachtet der vielen Enttäuschungen und einer schonungslosen Analyse ihrer familiären Erfahrungen hat die junge Frau eine tiefe emotionale Bindung an ihre Eltern und zeigt immer wieder Verständnis für deren Dilemma. Abstriche an ihrem eigenen Lebensentwurf macht sie deshalb bisher aber nicht. Sie will ihr Leben allein entscheiden und trotzdem sucht sie dafür auch das Einverständnis und die Anerkennung durch die Eltern.